

Mitropa 2013

Jahresheft des
Geisteswissenschaftlichen Zentrums
Geschichte und Kultur
Ostmitteleuropas (GWZO)



GWZO

Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig



Das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und Perspektiven. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, deren Projektstruktur es erzwingt, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Und mobil sind schließlich die Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den ostmitteleuropäischen Archiven, Grabungsstätten und Museen pendeln, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof« arbeiten.

Mitropa, das Akronym der »Mittleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft« signalisiert Bewegung und Vernetzung; es steht für historischen Wandel wie Kontinuität.

1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name »Mitropa« steht also für die Dynamik des Forschungsspektrums, dem sich das GWZO seit 1996 widmet: Geschichte und Kultur der Landstriche zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart, der immer wieder neu zu erkundenden, neu zu unseren Europa-Imaginationen beitragenden Geschichtsregion »Ostmitteleuropa«.

2 Editorial

Mit eigenen Augen

- 4 **Geschichte im Rundumblick**
Monumentale Panoramabilder im östlichen Europa
ARNOLD BARTETZKY

Leseproben

- 8 **Das Lechfeld im Jahre 955**
Deutsche und ungarische Lesarten einer Schlacht
ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA
- 13 **Der Name im Grundriss**
Politik und Repräsentation in Ortsnamen
CHRISTIAN ZSCHIESCHANG
- 18 **Von »Liebesopfern« und »sozialen Notwendigkeiten«**
Religion und Geschlecht in der polnischen Frauenbewegung
DIETLIND HÜCHTKER
- 22 **Eigentum im öffentlichen Diskurs**
Léon Duguit im Jugoslawien der Zwischenkriegszeit
DIETMAR MÜLLER
- 27 **Emancipated but not Feminist?**
Women Artists within the Hungarian Counter-culture
BEATA HOCK
- 32 **Auf den ungarischen Spuren Richard Wagners**
János Térey's Dramentetralogie *Der Nibelungen-Wohnpark* (2004)
STEPHAN KRAUSE

Journal

- 37 **Reinhart Koselleck, der politische Totenkult und Polen**
Erinnerungen an einen Erinnerungstheoretiker
STEFAN TROEBST

Fundstücke

- 42 **Ein »malerisches« Lapidarium in Karnburg**
CHRISTIAN FORSTER
- 44 **Die falsche Octobriana aus dem Underground**
CHRISTINE GÖLZ
- 46 **Ein Kastanienbaum aus Buchstaben**
VALÉRIA LENGYEL
- 49 **Ein türkischer Grabstein im Stadtmuseum von Győr**
NEDIM ZAHIROVIĆ
- 51 **Google alla slovacca**
UTE RASSLOFF
- 53 **Last exit exitus**
ALFRUN KLIEMS

Wissenschaft & Öffentlichkeit

- 55 **Ein früher Traum von Europa**
MATHIAS MESENHÖLLER
- 58 **Wir brauchen eine mentale Osterweiterung**
IRMELA SPELSBERG

Forschung 2012

- 61 **Ziele**
- 62 **Ansätze**
- 64 **Perspektiven**
- 65 **Oskar-Halecki-Vorlesung**
- 66 **Projekte**
- 68 **Veranstaltungen**
- 70 **Publikationen**

- 72 **Abbildungsnachweise**
Impressum

Editorial

Mitropa 2013, das GWZO-Jahresheft spiegelt wieder einmal bunt und vielfältig das Geschehen im »Zentrum« wider – und damit auch das in seiner Untersuchungsregion Ostmitteleuropa. Gleich eingangs wird sein gesamtes Spektrum über das Motto der GWZO-Jahrestagung 2012 »Geschichte im Rundumblick« aufgezeigt, die Arnold Bartetzky in Form bekannter monumentaler Panoramabilder aus dem östlichen Europa noch einmal Revue passieren lässt.

In der Rubrik »Leseproben« beginnt der »Rundumblick« chronologisch mit der Betrachtung der »Lesarten« historischer Erinnerungen an eine Schlacht, die über Generationen hinweg in Deutschland als Beginn des römisch-deutschen Kaisertums betrachtet wurde, berichtete doch schon der Chronist Widukind von Corvey, der Sieger vom Lechfeld – König Otto I. – sei »ruhmvoll vom Heer als Vater des Vaterlands und Kaiser genannt« worden, das heißt schon sieben Jahre vor der Kaiserkrönung in Rom. Dass es stets auch eine andere Lesart gibt, hier der in der Schlacht unterlegenen Ungarn, zeigt die Archäologin Orsolya Heinrich-Tamáská auf.

Ihrem Betrachtungsgegenstand folgt – chronologisch gesehen in weitem Abstand – die Beschreibung eines städtebaulichen Sonderfalls. Es geht um die Gründung von Christianstadt, dem heutigen polnischen Krzystkowice, die etwas Außergewöhnliches kennzeichnet: Die Initialen CH des für die Gründung verantwortlichen Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg wurden nämlich im Straßennetz der nach ihm benannten Stadt verewigt. Christian Zschieschang, der Verfasser, gewann seinen Bezug zum Thema aber nicht etwa durch die Namensgleichheit mit dem Herzog aus dem 17. Jahrhundert, sondern durch seine Tätigkeit als Linguist und Onomast am GWZO, die in erster Linie dem deutsch-slawischen Kontaktgebiet am westlichen Rand Ostmitteleuropas gewidmet ist.

An den Beginn des 20. Jahrhunderts führt die Betrachtung Dietlind Hüchtlers, die sich mit dem ersten Kongress der polnischen Frauenbewegung in Krakau 1913 beschäftigt, genauer gesagt mit damals entstandenen Texten, in denen sich die Suche der Frauen nach ihrem Platz unter den politischen und sozialen Bedingungen am Ende der Teilungsperiode Polens widerspiegelt. Es geht um die »soziale Notwendigkeit« von Liebesarbeit, welche die Historikerin als ein Ergebnis der Dichotomie von Fortschritt und Rückschrittlichkeit sowie der Verknüpfung von Religiosität und Rationalität deutet: Die Frauen »beten nach alter Sitte, aber arbeiten nach neuer«, heißt es unter anderem.



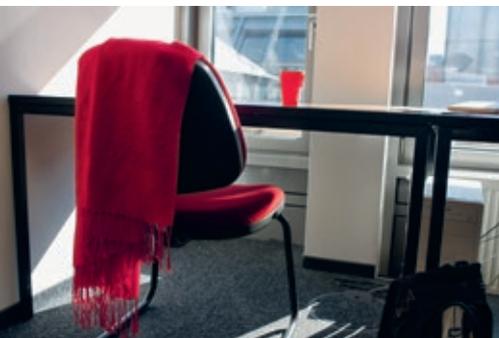
Mit Dietmar Müllers Artikel über das Eigentum im öffentlichen Diskurs bleibt *Mitropa 2013* im 20. Jahrhundert, genauer im zwischenkriegszeitlichen Jugoslawien und der dortigen intensiven Rezeption eines solidaristischen Verständnisses von Privatrecht, das der französische Jurist Léon Duguit seit der Jahrhundertwende propagierte. Müller sieht hier Spuren für die spätere Theorie des »Dritten Weges« im Nachkriegsjugoslawien, in dem die Konzeption des Eigentums in Gestalt einer Mittelposition zwischen liberal-individualistisch und sowjetisch-kollektivistisch von zentraler Bedeutung werden sollte.

Zeitlich schließt sich die Frage nach Formen des Feminismus im staatssozialistischen Ungarn an, die Beata Hock am Beispiel von Künstlerinnen der ungarischen Gegenkultur stellt. Die Bestandsaufnahme einer weitgehenden »Nicht-Beschäftigung« mit feministischen Perspektiven veranlasst die Kunsthistorikerin zu der Forderung nach einer »feministischen kulturellen Analyse unter Berücksichtigung der genderspezifischen historischen Erfahrung der Zweiten Welt«.

Die Rubrik »Leseproben« führt uns schließlich mit einem Artikel des Hungarologen Stephan Krause bis an die jüngste Gegenwart heran, in dem er sich mit der Überarbeitung eines Richard-Wagner-Genres beschäftigt, die der ungarische Dichter und Dramatiker János Térey 2004 mit seiner Dramentetralogie *Der Nibelungen-Wohnpark* schuf. Krauses Abhandlung mag auch als kleiner Beitrag des GWZO zum Wagner-Jahr 2013 gelten, in dem sich die Geburt des großen Komponisten in Leipzig zum zweihundertsten Mal jährte. Das GWZO widmete diesem Ereignis im Sommersemester 2013 eine Ringvorlesung mit dem Titel *richardwagner200 – »ostwärts / streicht das Schiff«*.

An dieser Stelle kann auf die weiteren Beiträge in *Mitropa 2013* nurmehr summarisch verwiesen werden. Sie finden sich in »Journal« und »Fundstücke«, die in ihrer Vielfalt den »Leseproben« in nichts nachstehen.

CHRISTIAN LÜBKE
Direktor des GWZO



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus den Beobachtungen analytische Texte werden.

Geschichte im Rundumblick

Monumentale Panoramabilder im östlichen Europa

ARNOLD BARTETZKY

Nach dem siegreichen Krieg gegen Frankreich in Sedan und der Gründung des Deutschen Kaiserreiches ärgerte sich der Maler Friedrich Pecht über die mangelnde patriotische Begeisterung seiner Kollegen. Die deutsche Malerei, las er ihnen 1873 in der *Illustrierten Zeitung* die Leviten, sei »in Bezug auf die Verherrlichung des bedeutendsten Jahres unserer Geschichte auch hinter den bescheidensten Erwartungen bis jetzt noch weit zurückgeblieben«. Einige Jahre später indes ließ ihn ein Werk deutscher Schlachtenmalerei jubeln:

»Die Nation war entzückt, endlich einmal ihre Siege in einer ihrer Größe besser als bisher angepassten Form zu sehen und berauschte sich förmlich darin. [...] die ärmsten Bauern scheuten tagelange Reisen nicht, um nur den Ort und das Bataillon zu sehen, wo ihre Söhne gefochten.«

Das begeisterte Lob galt dem Rundbild im neuen Panoramagebäude in Frankfurt am Main, das am 2. September 1880, zur Zehnjahresfeier der Schlacht bei Sedan, seine Pforten geöffnet hatte. Mit seinen überwältigenden Dimensionen von 120 Metern Gesamtlänge und fünfzehn Metern Höhe und der illusionistischen Malweise wurde das Bild zu einem Publikumsmagneten, der die Massen mit der Verheißung eines hautnahen Nacherlebens der Schlacht lockte.

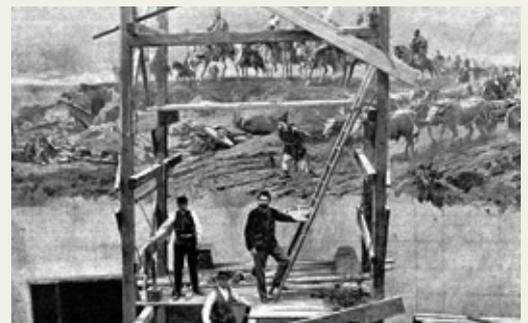


Abb. 1 Árpád Feszty, Aufnahme von 1894





Abb. 2 Feszty-Panorama, Ópusztaszer, Ausschnitt

ARNOLD BARTETZKY ist Fachkoordinator für Kunstgeschichte am GWZO. Seine Arbeitsgebiete umfassen Architektur, Städtebau, Denkmalpflege und politische Ikonographie vom 19.–21. Jahrhundert. Der von ihm und Rudolf Jaworski herausgegebene Band der Jahrestagung erscheint demnächst im Böhlau Verlag in der GWZO-Reihe »Visuelle Geschichtskultur« unter dem Titel *Geschichte im Rundumblick. Panoramabilder im östlichen Europa*.

In den 1780er Jahren in England erfunden und danach in mehreren Wellen in Europas Metropolen verbreitet, waren die umlaufenden Monumentalgemälde vor – und später neben – der Fotografie *das* massenwirksame Bildmedium des 19. Jahrhunderts. In Deutschland etwa wurden in den 1880er Jahren in allen Großstädten Panoramarotunden errichtet. Keine von ihnen ist erhalten geblieben, hatte doch mit der Erfindung des Kinos das Panorama als Illusionsmaschine ausgedient.

Eine Reihe von Panoramen überdauerte dagegen in der östlichen Hälfte Europas die Zeiten. Allein drei davon befinden sich in den ostmitteleuropäischen Kernländern, die im Mittelpunkt der Forschungen des Leipziger GWZO stehen. In Ópusztaszer bei Szeged feiert das unter Leitung von Árpád Feszty gemalte, 1894 zunächst in Budapest ausgestellte Panorama auf 1.800 Quadratmetern Leinwand die Landnahme der Magyaren von 896 als Gründungsmythos Ungarns. ^{Abb. 1–3} Etwa zeitgleich entstand in Lemberg das Panorama der Schlacht bei Raclawice, das einen symbolisch bedeutenden Teilsieg des gegen die Teilungen Polens gerichteten Kościuszko-Aufstandes von 1794 glorifiziert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das unter Federführung von Jan Styka und Wojciech Kossak gemalte Rundbild nach Breslau transloziert, wo es seit 1985 in einer neu errichteten Rotunde

Abb. 3 Feszty-Panorama, Ópusztaszer, Rundblick





Abb. 5 Ursprüngliche Rotunde, Racławice-Panorama, Lemberg 1894



Abb. 6 Heutige Rotunde, Racławice-Panorama, Breslau 2007

präsentiert wird. ^{Abb. 4–6} In Prag schließlich ist seit 1898 das Panorama von Luděk Marold zu besichtigen, das an die Niederlage der Hussiten in der Schlacht bei Lipan 1434 erinnert. ^{Abb. 7}

Während die Bedeutung des Panoramas als Kunstwerk, Massenmedium und Träger von Geschichtsbildern in Deutschland mittlerweile gut erforscht ist, sind die Beispiele in Ostmitteleuropa bislang noch niemals als Gruppe untersucht worden. Diese Beobachtung war Ausgangspunkt der gemeinsam mit dem Kieler Osteuropahistoriker Rudolf Jaworski veranstalteten GWZO-Jahrestagung 2012 »Geschichte im Rundumblick«. Bei aller Vielfalt der Interessen und disziplinären Perspektiven befasste sich die Tagung mit der Frage, inwieweit sich die historische Panoramalandschaft im Osten von der im Westen unterscheidet.

Herausgestellt wurde die thematische Konzentration auf die nationale Geschichte und damit auch die geschichtspolitische Funktion. Während die privatwirtschaftlichen Panoramamen im Westen auch Stadtansichten, Landschaften, Naturkatastrophen und religiöse Szenen zeigten, ging es im Osten allen voran um die Stärkung nationaler Identität. Zudem war dem Massenmedium im Osten auch im 20. Jahrhundert ein langes Nachleben vergönnt, weil der Sozialismus es für seine Geschichtspromaganda nutzte. ^{Abb. 8/9}

Abb. 4 Racławice-Panorama, Breslau, Ausschnitt



Abb. 7 Panorama der Schlacht bei Lipan, Prag, Ausschnitt

Dass das totgesagte Medium derzeit ausgerechnet in Leipzig erfolgreich wiederbelebt wird, ist dagegen ein schöner Zufall, den wir uns zunutze machen konnten. Ein Empfang im ASISI-Panometer Leipzig, bei dem wir die Gastfreundschaft der Betreiber genossen, bildete den Ausklang der Tagung.

Abb. 8 Panorama der Schlacht von Stalingrad, Wolgograd, Ausschnitt

Abb. 9 Bauernkriegs-panorama, Bad Frankenhausen, Ausschnitt



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gastwissenschaftlern zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

Das Lechfeld im Jahre 955

Deutsche und ungarische Lesarten einer Schlacht

»Die Ungarn, die mit einer so ungeheuren Volksmenge auszogen, dass sie sagten, sie könnten nur dann von jemandem besiegt werden, wenn die Erde sie verschlänge oder der Himmel über ihnen zusammenstürzte, wurden vom Heere des Königs mit Gottes Hilfe am Lech unter so großem Blutvergießen geschlagen, dass niemals ein solcher Sieg bei den Unsrigen erhört worden oder geschehen ist.«¹

So gewaltig beschreibt Adalbert, Abt von Weissenburg, ein Jahrzehnt später in der Fortsetzung der Chronik Reginos den Sieg Ottos I., den dieser am Sankt-Lorenz-Tag am Lechfeld bei Augsburg über das Heer der heidnischen Ungarn errang. ^{Abb. 1} Ähnlich anerkennend ist der Bericht Widukinds von Corvey über dieses Ereignis:

»Glorreich durch den herrlichen Sieg wurde der König von seinem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt [...] Denn eines solchen Sieges hatte sich keiner der Könige vor ihm in zweihundert Jahren erfreut.«²

Kaum einem anderen Ereignis des hohen Mittelalters wird durch die Nachwelt ein solches Gewicht beigemessen wie diesem Sieg, wobei die ungarischen Urteile anders als die deutschen ausfallen. Für die Zeitgenossen war dieser Erfolg eine der größten Leistungen während der langen Königsherrschaft Ottos I. Er soll die Streifzüge der Ungarn nach Westen beendet haben. Widukind sah in dem Triumph den Grundstein dafür gelegt, dass Otto im Jahr 962 zum



Abb. 1 Schlacht auf dem Lechfeld, *Meisterlinchronik Augsburg* (1457)

Kaiser gekrönt werden konnte. Die »Lechfeld- oder Ungarnschlacht«, wie der Kampf später titulierte wurde, bedeutete zudem auch den Sieg eines christlichen Herrschers über die »Heiden« – in diesem Fall die Ungarn. Diese galten nicht nur als Gottesgeißel, sondern wurden auch mit sämtlichen, in der antiken Historiographie tradierten Reitervölker-Topoi belegt. Widukind hielt die Ungarn für »Awaren, die ihrerseits die Überreste der Hunnen gewesen waren«³. In diesem Sinne wurden sie als wilde Reiterkrieger mit Angst erregenden körperlichen Attributen beschrieben, Dämonen ähnlich. Diese Heimsuchung der zivilisierten Welt stelle sich ihren Gegnern nicht im offenen Kampf, sondern beschiesse diese aus dem Hinterhalt mit Pfeilen. Zudem zögen sie, um ihre Gier nach Gold und Schätzen zu stillen, plündernd durch die Gegend und verbreiteten dabei Chaos und Schrecken.⁴ Kurzum, sie seien Barbaren, gottlose Feinde der Christenheit und somit ideale Gegner für den Kampf Ottos unter dem Kreuz. Aus deutscher Sicht bedeutet das Jahr 955 einen Wendepunkt auch für die ungarische Geschichte, gab doch die Niederlage auf dem Lechfeld den Ausschlag für eine neue politische Orientierung, die zur Sesshaftigkeit und christlichen Mission der Ungarn geführt haben soll.

Der Blick der Ungarn auf das Ereignis ist jedoch ein anderer, wie mehrere Jahrhunderte später aufgezeichnete Quellen zeigen. So erzählt beispielsweise die Ungarische Bilderchronik *Chronicon (Hungariae) Pictum* aus dem 14. Jahrhundert die Legende der in Augsburg unterlegenen ungarischen Heerführer Lél und Bulcsú. ^{Abb. 2} Als Gefangene seien sie dem Kaiser vorgeführt worden und hätten auf seine Frage, warum die Ungarn der Christenheit so grausam zusetzten, geantwortet: »Als Boten der Rache des höchsten Gottes sind wir bestimmt, euch zu bestrafen.« Daraufhin habe der Kaiser die beiden aufgefordert, ihre Todesart zu wählen. Lél solle nach seinem Horn verlangt und dem Kaiser damit so stark auf die Stirn geschlagen haben, dass dieser auf der Stelle tot umgefallen sei. Dann soll er gesagt haben: »Du wirst mir vorausgehen und im Jenseits mein Diener sein.«⁵ Lél und Bulcsú seien schließlich ergriffen und in Regensburg erhängt worden.

Diese Überlieferung ist nicht frei von Verwechslungen und mittlerweile schon legendären



Abb. 2 Lél und Bulcsú vor dem Kaiser, *Chronicon Pictum*, Miniatur (14. Jh.)

Ausschmückungen. Nach der ungarischen Bilderchronik nämlich war es Kaiser Konrad I., der von Lél erschlagen

wurde. Die Schlacht fand jedoch unter der Führung von Otto I. statt. Die beschriebene Szene dürfte also frei erfunden sein, um die Erinnerung an die Niederlage in einem für die Ungarn günstigem Licht erscheinen zu lassen. Allein die Namen und die Art der Hinrichtung der ungarischen Anführer lässt Übereinstimmungen mit den zeitgenössischen deutschen Berichten erkennen.

In den um das Jahr 1200 verfassten *Gesta Hungarorum* wird der Kampf auf dem Lechfeld gar nicht erwähnt. Es lässt sich nur aufgrund der genannten Akteure »Lelu und Bulsu«, die auch hier zu Zeiten Konrads wirken, annehmen, dass auf die Schlacht Bezug genommen wird.⁶ Der Bericht betont zudem den Kampfgeist der unterlegenen Ungarn: »Obwohl sie besiegt waren, siegten sie letztlich über ihre Sieger, weil sie tapferer waren, und streckten sie blutig nieder.« In einer späteren Version der *Gesta Hungarorum* von Simonis de Kéza werden die Ereignisse weniger verdreht wiedergegeben, aber auch hier kommt es zu einer Revanche: Beim Erhalt der Nachricht über die Hinrichtung der ungarischen Heerführer sollen

20.000 deutsche Gefangene, darunter Frauen und Kinder, niedergemetzelt worden sein.⁷

Die Polemik über die Bedeutung dieser Schlacht setzt sich auch in der Gegenwart fort. So pflegen die deutsche und die ungarische Geschichtsschreibung jeweils andere Akzente bei ihrer Beurteilung zu setzen. Den mittelalterlichen Chroniken folgend, betont die deutsche Seite die weitreichende Bedeutung dieses Sieges, der zur Stabilisierung der Königsherrschaft und zur Stärkung außenpolitischer Ambitionen Ottos I. und seiner Nachfolger führte.⁸ Die ungarische Seite hingegen stellt sich die Frage, ob die Schlacht am Lechfeld tatsächlich eine so grundlegende Auswirkung auf die ungarische Geschichte gehabt habe. Sollte allein diese eine Niederlage zur Einsicht geführt haben, das Christentum anzunehmen und mit ihm eine sesshafte Lebensform zu akzeptieren? Ebenso umstritten ist, ob das gesamte ungarische Heer oder nur eine seiner Abteilungen bei Augsburg unterlegen war – und warum gerade dieser Misserfolg den Ungarn besonders zugesetzt haben soll, gab es doch während ihrer mehr als ein halbes Jahrhundert umfassenden Streifzüge gen Westen immer wieder militärische Fehlschläge.⁹

Was also geschah genau bei dieser Schlacht? Was wissen wir überhaupt über ihren Ablauf? Für eine Erhellung lassen sich die Berichte zweier Kleriker hinzuziehen, die zwar aus unterschiedlichen Perspektiven und Beweggründen über die militärische Auseinandersetzung schrieben, aber dennoch überein-

Abb. 3a–c Schlacht auf dem Lechfeld, Zinn Diorama, Augsburg (2013)

stimmend die Sicht des Siegers widerspiegeln. Der Augsburger Dompropst Gerhard verfasste eine Biographie von

Ulrich,¹⁰ der als Bischof von Augsburg die von den Ungarn bedrohte Stadt erfolgreich verteidigte, bis sie von Ottos Truppen befreit werden konnte. Die zweite Darstellung stammt von dem bereits zitierten Widukind, einem sächsischen Mönch, der in Corvey in einem Kloster lebte und die großzügige Unterstützung der Liodulfinger-Familie genoss. Beide Aufzeichnungen erwähnen in ihren Schriften die Schlacht als eine bloße Episode am Rande. Gerhards *Vita Uodalrici* entstand zirka 30 Jahre nach der Schlacht und sollte als Grundlage für die Heiligsprechung Ulrichs dienen. Widukinds *Res gestae Saxonicae* ist hingegen dem Aufstieg der Liodulfinger (Ottonen) gewidmet, in der die ruhmreichen Taten Ottos, darunter auch der Sieg am Lech, entsprechend gerühmt werden. Dieses Werk erhielt seine endgültige Form um das Jahr 967. Damit wurden beide Schriften zeitnah zu den Ereignissen verfasst, wobei nur bei Gerhard anzunehmen ist, dass er diese Tage auch als Augenzeuge erlebte.

Aus diesen Quellen sind wir durchaus detailliert über den Ablauf der Schlacht informiert: Dem eigentlichen Kampf ging die Belagerung von Augsburg voraus, der mit Hilfe des Bischofs Ulrich erfolgreich

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

forscht als Archäologin in der GWZO-Projektgruppe »Die frühmittelalterlichen Zentren an der Donau«. Derzeit ist sie Feodor-Lynen-Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung in Zagreb und Belgrad. Ihre letzte Buchpublikation behandelt das Thema *Rauben – Plündern – Morden. Nachweis von Zerstörung und kriegerischer Gewalt im archäologischen Befund* (Hamburg 2013) und versammelt Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft »Spätantike und Frühmittelalter«.





Abb. 3d Schlacht auf dem Lechfeld, Zinn-diorama, Augsburg (2013)

standgehalten wurde. Als die Truppen Ottos heranrückten, um der Stadt zu Hilfe zu kommen, griff eine Abteilung der Ungarn deren Nachhut an. Die eigentliche Schlacht begann noch am selben Tag und soll zur Vernichtung des ungarischen Heeres geführt haben. Aus militärhistorischer Sicht lassen sich jedoch trotz der Quellen zwei Punkte kaum mehr klären: einerseits der genaue Ort des Zusammenstoßes, das Gebiet also, das mit dem Begriff »Lechfeld« beschrieben wird. Und andererseits, ob die ungarischen Streitkräfte allein durch die Schlacht am 10. August aufgerieben wurden oder aber durch die anschließende Verfolgung der Flüchtenden.¹¹

Kehren wir bei der Frage nach der Lokalisierung des Schlachtfeldes zur Rezeptionsgeschichte zurück. Wie sich das Thema »Ungarnschlacht« tagesaktuell politisieren ließ, bezeugen die Jubiläumsfeierlichkeiten.¹² Anlässlich der 900-Jahr-Feier zog 1855, am Vorabend des Sankt-Lorenz-Tages, ein historischer Festzug aus Augsburg in das junge, etwa zehn Kilometer südwärts gelegene Königsbrunn, das als vermeintliche »Stätte der großen Schlacht« bestimmt wurde. Hier wohnte die Festgesellschaft der Grundsteinlegung einer dem Hl. Bischof Ulrich geweihten Kirche bei, die drei Jahre später als »Denkmal des bedeutsamen Sieges« eingeweiht wurde. 1955, zur 1000-Jahr-Feier, riefen die Stadt und die Diözese Augsburg ein Jubiläumsjahr mit dem Ziel aus, die ideelle Bedeutung des Sieges über die Ungarn für Europa ins Bewusstsein zu rufen. Dies ging auf die Idee eines geeinten Europa mit christlicher Tradition zurück, wobei die geistlichen Würdenträger in ihren Festreden bewusst die »Gefahr aus dem Osten« vor 1000 Jahren mit der Zeit des »Kalten Krieges« parallel setzten. Bischof Ulrichs Rolle als Retter des Abendlandes wurde besonders betont.

Die »Ungarnschlacht« gehört seit dem Spätmittelalter zu den beliebtesten Motiven in der Ikonographie des Heiligen Ulrich,¹³ auch wenn nach der *Ulrichsvita* von Gerhard der Bischof selbst an der eigentlichen Schlacht gar nicht teilgenommen hatte.



Nichtsdestoweniger wird er seit dem 16. Jahrhundert meist hoch zu Ross bei der Überreichung des Siegeskreuzes (*crux victoralis*) dargestellt, häufig in Begleitung Ottos I. Solche Bilder gehören in der Regel in die Kategorie der glorifizierenden Darstellungen, in denen einer oder mehrere siegreiche Helden im Mittelpunkt stehen. Das Kreuzesthema und der Kampf zwischen Christen und Heiden als *die* geistige Mitte der Schlacht verbindet sie mit anderen Darstellungen weltgeschichtlicher Ereignisse. Dies gilt vor allem für den Sieg von Konstantin über Maxentius in der Schlacht an der Milvischen Brücke, der ebenfalls den Kampf um den »wahren« Glauben verdeutlicht.

Wie aktuell das Thema der Schlacht auf dem Lechfeld in Augsburg beziehungsweise Königsbrunn noch immer ist, zeigt schließlich ein laufendes Projekt. Auf Initiative der *Regio Augsburg Tourismus GmbH* entsteht derzeit ein dreiteiliges Zinndiorama, das die Ereignisse um den Sankt-Lorenz-Tag im Jahre 955 abbilden soll. Den Schriftquellen folgend, werden die drei Etappen – die Belagerung Augsburgs, der Überfall auf den Tross Ottos und die Schlacht auf dem Lechfeld selbst – als einzelne Abschnitte nachgestellt. **Abb. 3a–d** Der erste Teil des Dioramas kann bereits im Rathaus der Stadt Königsbrunn besichtigt werden und vermittelt sowohl im Detail als auch im Gesamten ein beeindruckendes Bild.

Dieses bislang nur in Teilen fertig gestellte Diorama wurde von den Initiatoren 2009 als »Erlebniswelt Lechfeldschlacht« betitelt und mit der Idee

verbunden, ein Lechfeldschlacht-Museum zu gründen beziehungsweise zu errichten. Trotz der vielfältigen Dimensionen des historischen Ereignisses und entgegen der selbstgestellten Ansprüche fehlt es dem Projekt dennoch an einer entsprechenden wissenschaftlichen Begleitung. Insofern lässt sich durchaus kritisch hinterfragen, wie sowohl die Proklamation eines Schlachtfeldes als »Erlebniswelt« als auch die Herausstellung der Ungarn als »heidnische Barbaren« zu einem modernen europäischen Kulturverständnis passen. Die Ursprungsidee wurde inzwischen ausgebaut: So soll in Königsbrunn ein deutsch-ungarisches Begegnungszentrum entstehen, dessen Zielsetzung und Ausstellungsplanung über das Diorama hinaus noch diskutiert werden.

Die Rezeptionsgeschichte der Schlacht auf dem Lechfeld zeigt deutliche Unterschiede zwischen der deutschen und der ungarischen Erinnerungskultur, die auf über die Jahrhunderte hinweg tradierte Bilder und Erzählungen zurückgreifen. In Ungarn wird man trotz der erfolgreichen Integration des Landes ins christliche Abendland unter Stephan I. den Sieg Ottos nicht ohne Bedenken rühmen können und die weltpolitische Bedeutung dieses Triumphes differenzierter betrachten. Dies mindert dennoch nicht die Tragweite des Sieges für die inneren Entwicklungen im Herrschaftsgebiet Ottos, die zu seiner Kaiserkrönung sowie zur Entstehung des Heiligen Römischen Reiches führten.

- 1 Adalberts Fortsetzung der Chronik Reginos. In: Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit. Hg. u. bearb. v. Albert BAUER und Reinhold RAU. Darmstadt 1971, S. 185–231, hier 213.
- 2 Die Sachsengeschichte des Widukind von Korvei. In: BAUER/RAU: Quellen zur Geschichte (wie Anm. 1), S. 12–183, hier 159.
- 3 Ebd., S. 17–18, Anm. 2.
- 4 GIESSAUF, Johannes: Barbaren – Monster – Gottesgeiseln. Steppennomaden im Spiegel der Spätantike und des Mittelalters. Graz 2006, S. 101–134.
- 5 KALT, Marcus de: Chronicon Pictum. Übersetzt v. László GERÉB. Budapest 1964, S. 35.
- 6 MAGYAR ANONYMUS: Gesta Hungarorum. Übersetzt v. Dezsó PAIS. Budapest 1926, S. 28–29.

- 7 KEZA, Simonis de: Gesta Hungarorum. Übersetzt v. Károly SZABÓ. Pest 1862, 15 §.
- 8 Zuletzt z.B. SPRINGER, Matthias: 955 als Zeitenwende – Otto I. und die Lechfeldschlacht. In: Otto der Große, Magdeburg und Europa. Eine Ausstellung im Kulturhistorischen Museum Magdeburg v. 27.08.–02.12.2001. Katalog. 2 Bde. Hg. v. Matthias PUHLE. Mainz 2001, Bd. I, S. 199–208. – WEITLAUFF, Manfred: Das Lechfeld. Die Entscheidungsschlacht König Ottos I. gegen die Ungarn 955. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 36 (2002), S. 80–108.
- 9 KRISTÓ, Gyula: Az Augsburgi csata [Die Schlacht von Augsburg]. Budapest 1985.
- 10 AUGSBURG, Gerhard von: Vita Sancti Uodalrici. Hg. u. übersetzt v. Walter

BERSCHIN und Angelika HÄSE. Heidelberg 1993.

- 11 BOWLUS, Charles R.: The Battle of Lechfeld and its Aftermath, August 955. The End of the Age of Migrations in the Latin West. Aldershot/Burlington 2006.
- 12 WEITLAUFF: Das Lechfeld (Anm. 8), S. 80–81. – PAPE, Matthias: Lechfeldschlacht und NATO-Beitritt. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 94 (2001), S. 269–308.
- 13 KOSEL, Karl: Die nachmittelalterlichen Darstellungen der Ungarnschlacht bis zum Ende der Türkenkriege. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 7 (1973), S. 312–338.

CHRISTIAN ZSCHIESCHANG

Der Name im Grundriss

Politik und Repräsentation in Ortsnamen

Der Name *Promnitz* – scheinbar der eines x-beliebigen Dorfes in der deutsch-slawischen Kontaktzone, hatte in der Frühen Neuzeit einen besonderen Klang. Ihn trug eine der begütertesten Niederlausitzer Adelsfamilien, der aufgrund der herrschenden Ständeversammlung eine quasi-landesherrliche Position zukam. Als Besitzer mehrerer Standesherrschaften konnte sie es sich – im politischen wie ökonomischen Sinne – leisten, eine neue städtische Siedlung ins Leben zu rufen. Eine solche ließ Mitte des 17. Jahrhunderts Graf Balthasar Erdmann I. von Promnitz zur Ansiedlung protestantischer Glaubensflüchtlinge aus Schlesien unmittelbar an der Landesgrenze, am westlichen Ufer des Bober, anlegen. Dies erfolgte neben einer schon früher entstandenen Siedlung, die den wenig signifikanten Namen *Neudorf* trug. Stadtrecht erhielt die Neugründung 1659. Nun kam es nicht nur in jener Zeit öfter vor, dass Herrscher und Adlige, die über die dazu nötige wirtschaftliche Potenz verfügten, neue Städte gründeten – von Versailles bis Sankt Petersburg und Zamość, von Göteborg und Putbus bis Karlsruhe über Oranienbaum, Oranienburg, Ludwigslust und so fort. Oft wurden sie als Herrschaftssitze gestaltet und städtebaulich auf diese Funktion ausgerichtet: mit dem fürstlichen Schloss im Mittelpunkt und einem regelmäßigen Straßennetz, das in seinen zentralen Achsen auf dieses zulief. Häufig bezogen sich ihre Namen auf den Stadtgründer.

Nicht so das unscheinbare *Christianstadt* im östlichsten Winkel der Niederlausitz. Hier kam nicht der Urheber der Gründung im Namen zu Ehren, sondern sein Landesherr, dem es von Rechts wegen zukam, die Erhebung zur Stadt vorzunehmen. Die Niederlausitz gehörte seit dem Dreißigjährigen Krieg zu Kursachsen und diente zur Abfindung der jüngeren Söhne von Kurfürst

Johann Georg I. mit eigenen, wenn auch nicht völlig eigenständigen Herzogtümern, den Sekundogenituren. Es war dies das einzige Mal in der Geschichte der albertinischen Linie der Wettiner, dass eine solche Aufspaltung des Landes vorgenommen wurde, hatte man doch aus der folgenreichen Leipziger Teilung 1485 und dem Schicksal des völlig zersplitterten thüringischen Territorienkonglomerats der ernestinischen Ver-

wandten seine Lehren gezogen.¹ Nun jedoch gehörte die Niederlausitz für ein

Abb. 1 Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg (1615–1691)



Admittit: des Stifts Merseburg

knappes Jahrhundert, von 1657 bis 1746, zum Herzogtum Sachsen-Merseburg. Ihre vormalige ständische Verfassung blieb aber weiterhin gewahrt, so dass besitzreichen Familien wie den Promnitz eine Stellung zukam, die über die der gewöhnlichen schriftsässigen Untertanen eines Landesherrn hinausging.

Erster Herzog der sächsisch-merseburgischen Sekundogenitur war Christian I. ^{Abb. 1} Dieser war es, der in den Namen der Promnitzschen Neugründung am Bober 1668/69 Eingang fand. Graf Erdmann war zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre tot. Die Benennung muss bereits länger geplant gewesen sein, denn der neue Name manifestierte sich auf eine wohl einmalige Art und Weise. Als Grundriss wählte man nicht eine der üblichen rasterartigen oder radialen Formen, sondern eine halbmondförmige Struktur, die erkennbar die Anfangsbuchstaben des landesherrlichen Namens in den Lausitzer Sand schrieb. Ein halbkreisförmiger Platz liegt in der Mitte, von dem aus fünf radiale Straßen ausgehen, welche die drei im Westen um ihn konzentrisch herumführenden, kreisbogenförmigen Straßen erschließen, während im Osten zur Boberbrücke hin das H zu erkennen ist.² Noch heute zeigt die Stadt diesen Grundriss, wenn es auch im Laufe der Zeit zu Änderungen gekommen ist. ^{Abb. 2}

Weder der Roi-Soleil noch irgendein anderer Herrscher konnte sich einer Ehre erfreuen – wie sie dem ansonsten wenig bedeutenden Merseburger Herzog zuteil wurde –, dass sein Name im Straßennetz einer nach ihm benannten Stadt verewigt ist. Während diese fast den östlichsten Punkt seines Landes markiert, hat sich an dessen entgegengesetztem Ende bis heute ebenfalls ein an ihn erinnerndes Denkmal erhalten: Der beinahe zehn Meter hohe »Theure Christian« erinnert an eine von ihm initiierte Straßenbaumaßnahme, mittels welcher die in das benachbarte Anhalt führende Querung der Fuhne passierbar gemacht wurde.³ ^{Abb. 3}

Nur bei oberflächlichem Hinsehen beschränkt sich die Nutzung von Ortsnamen als Mittel der politischen Inszenierung auf relativ wenige markante Fälle. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass solche Inanspruchnahmen die gesamte Geschichte durchziehen. Wann immer ein Personennamen in einem Ortsnamen begegnet – und dies ist bei Toponymen deutscher wie slawischer Herkunft über-

aus häufig der Fall – liegt letztlich ein herrschaftlicher Anspruch über den jeweiligen Ort oder seine Bewohner vor. Konkret nachzuweisen ist dies aber nur relativ selten; zumeist kennen wir buchstäblich nicht mehr über die in die Benennung Eingegangenen als ihre Namen. Oftmals handelte es sich um nur im lokalen Kontext Mächtige; gelegentlich begegnen uns aber auch Persönlichkeiten wie zum Beispiel der Meißner Bischof *Gerung* in *Gerichshain*.⁴ Und in der Nähe der Bobermündung finden wir im Namen *Güntersberg* (heute Osiecznica) einen Abt des schlesischen Klosters Leubus/Lubiąz verewigt.⁵

Wenn es der Pegauer Annalist zu Beginn des 12. Jahrhunderts lächerlich findet, dass Neuansiedler die von ihnen angelegten Orte mit ihren eigenen Namen benennen dürfen,⁶ dann wohl deshalb, weil ihm diese Benennungspraxis so dreist wie ungewöhnlich erschien. Wie attraktiv das Recht auf Toponymisierung ihrer Namen für die Ansiedler im Vergleich mit den anderen Vergünstigungen

wog, ist aus heutiger Sicht schwer einzuschätzen. Wäre es aber gänzlich unbedeutend gewesen, hätte man es wahrscheinlich nicht erteilt.

Auch in der jüngeren Geschichte hat man von dem repräsentativen Potenzial der Toponyme regen Gebrauch gemacht. Im düsteren Kontext des Nationalsozialismus steht die De-Slawisierung Tausender Ortsnamen im Osten des Deutschen Reiches, die erfolgte, um die slawische Vergangen-

heit dieser Gebiete zu verwischen. Beiläufig bemerkt, es stellt eine Schande der Geschichte dar, dass etliche dieser Umbenennungen nach 1945 nicht zurückgenommen wurden, sondern bis heute wirksam sind, weshalb zum Beispiel eine Autobahnanschlussstelle *Freienhufen* heißt und nicht *Dobristroh* – so der Name des Ortes bis 1937. Diese damals recht hektisch vorgenommenen Umbenennungen, die auch das

CHRISTIAN ZSCHIESCHANG arbeitet als Namenforscher und Sorabist in der Projektgruppe »Usus aquarum. Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas«. Er erforscht Ortsnamen, Flurnamen und Ethnonyme als sprachliche Zeichen, Geschichtszeugnisse und Kulturlandschaftselemente. Zurzeit beschäftigt er sich mit der Benennung von Mühlen im Mittelalter. Sein Beitrag entstand im Nachgang zu dem 2011 mit Ernst Eichler veröffentlichten Buch *Die Ortsnamen der Niederlausitz östlich der Neiße*.



Abb. 2 Barockes Straßennetz von Christianstadt/Krzystkowice

sorbische Siedlungsgebiet in der Nieder- und Oberlausitz betrafen, bildeten den Gipfelpunkt einer Jahrhunderte währenden

Geringschätzung der Sorben, die immer wieder mit Germanisierungsbestrebungen einherging.⁷

Es war nicht so, dass die kulturell aktiven Sorben die ihnen feindliche Politik in der Opferrolle hinnahmen. Im Gegenteil, im 19. Jahrhundert bemühten sie sich im Rahmen der »Wiedergeburt« verstärkt um Stabilisierung und Ausbau ihrer Sprachen. Hierzu gehörte die Gründung von Presseorganen, die Entwicklung der verschiedenen Kunstgattungen auch in sorbischer Sprache und anderes mehr. Dass für diese sprachliche »Autarkisierung«⁸ auch ein lückenloses Netz von Ortsnamen unumgänglich war, wollte man die Perforation sorbischer Texte durch deutsche Namenformen vermeiden, wird in der Forschung oft übersehen. Tatsächlich wurden jedoch mündlich noch erhaltene Namenformen umfassend dokumentiert und dort, wo keine zu finden waren, aus dem deutschen Ortsnamen sorbische Formen nach bestem philologischen Gewissen rekonstruiert. **Abb. 4** Eine herausragende Rolle spielte hierbei der Gymnasiallehrer Arnošt Muka.⁹ **Abb. 5**



Abb. 3 Wegebauendenkmal »Theurer Christian« bei Radegast, Landkreis Anhalt-Bitterfeld

Im Prinzip ähnliche Gründe hatten 1945 die polnischen Behörden, als sie in Windeseile für die

neu erworbenen Gebiete verbindliche Namenformen einführen mussten, um ein Funktionieren von Alltag, Verwaltung und Kommunikation zu gewährleisten. Trotz des Zeitdrucks wurden die führenden polnischen Sprachwissenschaftler und Namenforscher in die Namenfindungsprozesse einbezogen. Für die vormals zum sorbischen Sprachgebiet gehörenden Ortschaften in der östlichen Niederlausitz adaptierten sie in den meisten Fällen die niedersorbischen Namenformen an das polnische Sprachsystem. Aus *Bjenow (Benau)* wurde so *Bieniów*; aus *Budoraz (Buderose)* *Budoradz*, und auch erkennbare deutsche Personennamen wurden nicht immer getilgt. So wurde *Hendrichojce (Hennersdorf)* zu *Jędrzychowice*. Öfter kam es zu Veränderungen in der Struktur der Namen, die aber die Tradition der älteren Benennung nicht völlig verschwinden ließen, wie bei *Christianstadt*, das zu *Krzystkowice* wurde.¹⁰ Nur in wenigen Fällen brach man ohne ersichtliche Gründe mit der sorbischen Namentradition, und auch in den Fällen, in denen es keine sorbische Namenform gab,

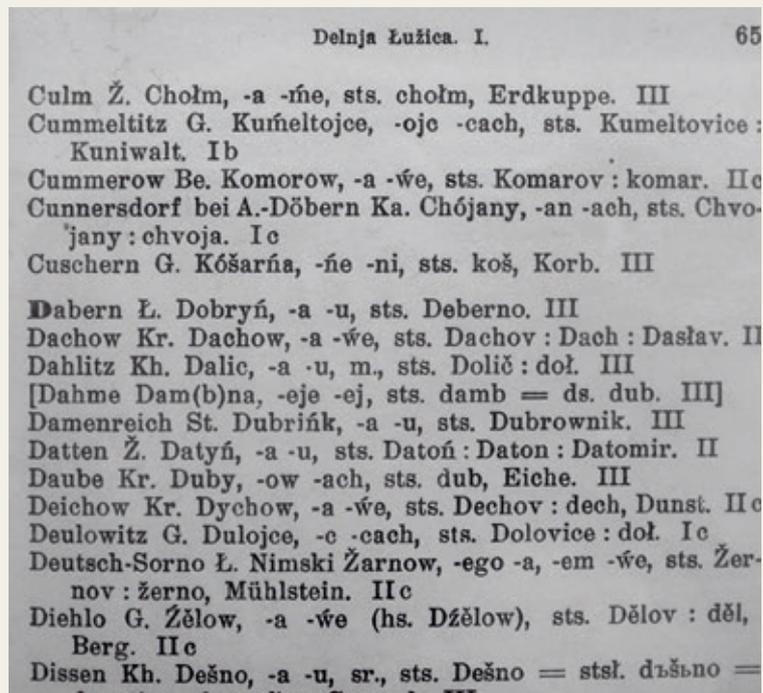


Abb. 4 Ausschnitt aus *Serbski zemjepisny słowničk*, Arnošt Muka, 1927

wurden neue Namen geschaffen – *Dziwiszowa* zu *Bergisdorf* und *Olszyniec* zu *Wellersdorf*. Dieser ausgeprägte Respekt

vor dem onomastischen Erbe des niedersorbischen Brudervolkes stellt eine Besonderheit dar, während in anderen Regionen, deren ursprüngliche slawische Prägung sich nicht bis in die Neuzeit erhalten konnte, sehr viel mehr neue und auch politisch motivierte Benennungen eingeführt wurden.

Schon in dem relativ kleinen, seit 1945 polnischen Osten der Niederlausitz, aus dem die genannten Beispiele überwiegend stammen, lassen sich also im Laufe der Zeit immer wieder bewusste Einflussnahmen auf den Ortsnamenschatz für die Zwecke der Demonstration von Macht und Herrschaft sowie politischer Ambitionen finden. Dabei bildet diese Region keine Besonderheit, auch wenn in der histori-

schen Dimension eine sehr komplexe Sprachkontaktsituation vorliegt.

Nicht nur Toponyme sind in dieser Hinsicht interessant, sondern auch andere Namenklassen. An erster Stelle ist hier an Straßennamen zu denken, aber auch die Benennungen von Sportstätten, die in jüngster Zeit als Werbeträger für finanzkräftige Sponsoren regelrecht verscherbelt werden,¹¹ und schließlich spielen auch Personennamen eine Rolle. Ohne hier darauf näher eingehen zu können, lassen schon die wenigen Beispiele erkennen, dass Onomastik zu einem erheblichen Teil eine Geschichtsschreibung über die Inanspruchnahme von Namen für die unterschiedlichsten Zwecke politischer Einflussnahme wie Repräsentation ist. Umgekehrt muss eine Untersuchung dieser historischen Prozesse ohne die Berücksichtigung der Manipulationen an Namen lückenhaft bleiben.



Abb. 5 Arnošt Muka (1854–1932)

- 1** Zu den Sekundogenituren: Sachsen und seine Sekundogenituren. Die Nebenlinien Weißenfels, Merseburg und Zeitz (1657–1746). Hg. v. Martina SCHATTKOWSKY und Manfred WILDE. Leipzig 2010. – SÄCKL, Joachim: Sachsen-Merseburg. Territorium – Hoheit – Dynastie. In: Barocke Fürstenresidenzen an Saale, Unstrut und Elster. Hg. v. Joachim SÄCKL und Karin HEISE. Petersberg 2007, S. 179–207. – SÄCKL, Joachim: Herrschaftsbildung und dynastische Zeichensetzung. Die Sekundogeniturfürstentümer Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Fürsten ohne Land. Höfische Pracht in den sächsischen Sekundogenituren Weißenfels, Merseburg und Zeitz. Hg. v. Volker CZECH. Berlin 2009, S. 18–54, hier 45–48. Auf Christianstadt wird in diesen Beiträgen nicht eingegangen.
- 2** Zur Entstehung von Christianstadt: KUBACH, Hans Erich/SEEGER, Joachim u.a.: Die Kunstdenkmäler des Kreises Sorau und der Stadt Forst. Berlin 1939, S. 59–58. – LEHMANN, Rudolf: Geschichte der Niederlausitz. Berlin 1963, S. 282. – KLUGE, Otto: Chronik von Christianstadt. In: Heimatbuch Christianstadt. Gelsenkirchen 1968, S. 13–61. – GOESSNER, Andreas: Politik, Frömmigkeit und kirchliches Leben in der Standesherrschaft und Stadt Sorau (Niederlausitz) zwischen 1524 und 1765. In: Zur Kirche gehört mehr als ein Kreuzifix. Studien zur mitteldeutschen Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte. Festgabe für Gerhard Graf zum 65. Geburtstag. Hg. v. Michael BEYER, Martin TEUBNER und Alexander WIECKOWSKI. Leipzig 2008, S. 345–382.
- 3** FIEBER, Wernfried: 325 Jahre »Theurer Christian«. Ältestes Wegebaudenkmal Sachsen-Anhalts. In: Sachsen-Anhalt. Journal für Natur- und Heimatfreunde 22 (2012) 4, S. 5–7.
- 4** Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Hg. v. Ernst EICHLER und Hans WALTHER. Berlin 2001, S. 301–302.
- 5** EICHLER, Ernst/ZSCHIESCHANG, Christian: Die Ortsnamen der Niederlausitz östlich der Neiße. Stuttgart–Leipzig 2011, S. 90–91 und 160.
- 6** Annales Pegavienses et Bosovienses. Hg. v. Georg Heinrich PERTZ. In: MGH SS 16. Hannover 1859, S. 234–270, hier 247. – SCHLESINGER, Walter: Die mittelalterliche Ostsiedlung im Herrschaftsraum der Wettiner und Askanier. In: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit. Köln–Wien 1971, S. 44–64, hier 49.
- 7** LIETZ, Gero: Zum Umgang mit dem nationalsozialistischen Ortsnamen-Erbe in der SBZ/DDR. Leipzig 2005. – Vgl. auch aktuell die Kolumne von BÍGL, Richard: Za denacifikaciju městnych mjenow [Für eine Denazifizierung von Ortsnamen]. In: Rozhlad 63 (2013) 7/8, S. 2.
- 8** MARTI, Roland: Von Marginalisierten und Minderheiten: Slaven in Europa, Sorben in Deutschland, »Wenden« und »Sorben«. In: Die Europäizität der Slawia oder die Slawizität Europas. Ein Beitrag der kultur- und sprachrelativistischen Linguistik. Hg. v. Christian Voss und Alicja NAGÓRKO. München–Berlin 2009, S. 151–175, hier 155.
- 9** Ein aktuelles Pendant bildet SCHÜNE-MANN, Měrćin: Městne mjena w Drježdźanach [Ortsnamen in Dresden]. In: Rozhlad 63 (2013) 7/8, S. 30–33, wo auf der Basis der Forschungsergebnisse der Onomastik sorabisierte Ortsnamenformen für das heutige Stadtgebiet von Dresden präsentiert werden.
- 10** Hierzu genauer EICHLER/ZSCHIESCHANG: Die Ortsnamen (wie Anm. 5), S. 54–55.
- 11** BERING, Dietz: Fußballstadien. Zur Kommerzialisierung der Namenwelt. In: Flurnamen, Straßennamen. Jahrespreise 2006, 2007, 2008 der »Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namensforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage«. Hg. v. Wolf-Arnim Freiherr von REITZENSTEIN. Hildesheim–Zürich–New York 2011, S. 23–33.

DIETLIND HÜCHTKER

Von »Liebesopfern« und »sozialen Notwendigkeiten«

Religion und Geschlecht in der polnischen Frauenbewegung

Im Bericht über den Kongress der polnischen Frauenbewegung von 1913 in Krakau erschienen zwei Beiträge zur Sozialarbeit von Frauen in Galizien, einer zum Dorf, der andere zur Stadt.¹ Die Beiträge bilanzieren unter dem Begriff »Sozialarbeit« eine Reihe von sozialreformerischen und bildungspolitischen Projekten: Bibliotheken, Lesesäle, Kindergärten, Ferienkolonien (Kinderlandverschickung), Jugendschutzinitiativen, medizinische Ambulanzen, Kantinen, Bahnhofsmissionen, Unterstützung von Armen und Kranken, Vorträge, Berufsorganisationen, Ausbildungsinitiativen. Das breite Spektrum der Angebote gehörte zu den neuesten, europaweit diskutierten und praktizierten Reforminitiativen politischer Bewegungen und (zivilgesellschaftlich) engagierter Frauen.²

Der Beitrag über das Dorf wird eingeleitet mit folgenden Worten:

»Zweifellos – im Herzen der polnischen Frau wohnte neben den Idealen von Religion und Nation immer die Nächstenliebe, ihr Feld der Arbeit war das Liebesopfer [...]. Aber das Gebiet und die Ausdehnung dieser Verpflichtungen [...] waren früher nicht so klar [... die Einzelnen] wussten nicht, dass [...] dieses [...] eine unabdingbare soziale Notwendigkeit ist.«³

Das Zitat verweist zunächst auf die starke Verknüpfung zwischen Religion und Nation. Liebe zu Gott und Liebe zur Nation sind eng miteinander verwoben. Aus der Perspektive der polnischen oder auch ostmitteleuropäischen Historiographie überrascht dies nicht. Religion und Konfession gelten gemeinhin als wichtige Faktoren »nationaler Identifikationsprozesse«⁴. Mit dem Erstarken nationaler Bewegungen im imperialen, polyethnischen und multireligiösen

Ostmitteleuropa seien, so die etwas verallgemeinerte Annahme, Religion und Konfession zu nationalen Zeichen geworden. Im habsburgischen Kronland Galizien galten Nation und Religion als zentrale Differenzkriterien, insbesondere im Hinblick auf die polnisch-ukrainische Konkurrenz waren römisch-katholisch und polnisch, griechisch-katholisch und ukrainisch untrennbar verwobene politisierte Kampfbegriffe.⁵ Dies galt auch für die sich über die drei Teilungsgebiete hinweg organisierende Frauenbewegung. Deren Kongresse ermöglichten eine grenzüberschreitende Verbindung und eine Vergewisserung oder auch Auseinandersetzung über Programme und Zielsetzungen.⁶ Der Bezug auf Nation und Religion diente dabei einer vorgestellten Vergemeinschaftung, die sich explizit als polnisch begriff, mit nationalpolitischer Rhetorik exkludierende Politik betrieb und zumindest im polnisch dominierten Galizien auch hegemonial auftrat.⁷

Liest man das Zitat genauer, so erweist sich jedoch nicht die Verwobenheit von Nation und Religion als zentral. Diese erscheint eher als historisch gegebene Voraussetzung, als Selbstverständlichkeit. Wichtig war die Verbindung von Weiblichkeit und Nächstenliebe. Neben der kurz vor dem Ersten Weltkrieg weit verbreiteten und wenig besonderen Gleichsetzung von »katholisch« und »polnisch« rekurriert der Bericht

DIETLIND HÜCHTKER forscht als Historikerin in der Projektgruppe »Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa«. Seit 2012 ist sie Privatdozentin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Derzeit arbeitet sie an der Drucklegung ihrer Habilitationsschrift *Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900*, die 2014 im Böhlau Verlag erscheint.



Abb. 1 Die »neue lesende Frau« als programmatische Illustration auf dem Titelbild der Zeitschrift *Zorza* (1900)

von Armen und Kranken in der Gemeinde oder die Organisation von Mädchenbildung durch römisch-katholische und griechisch-katholische Orden und Kongregationen verstanden wurde.⁸ Die »Polarisierung der Geschlechtscharaktere«, die normative Dichotomisierung der Gesellschaft in weibliche und männliche Räume begründete im 19. Jahrhundert unter anderem die Zuständigkeit der Frauen für Wohltätigkeit und unterfütterte die zeitgenössische wie historiographische Annahme von der Verweiblichung der Religion.⁹

Manuel Borutta hat in seiner Studie über Antikatholizismus in Deutschland und Italien im 19. Jahrhundert die These aufgestellt, Säkularisierung sei vor allem ein Projekt für liberale Mittelschichtmänner gewesen, gerade der antiklerikale, säkular argumentierende Liberalismus habe Frauen, Kinder und ländliche Gesellschaften dem Katholizismus überlassen.¹⁰ Impliziert wird so die Gleichsetzung von Weiblichkeit, Land, Katholizismus mit Traditionalität und Rückständigkeit. Obwohl im geteilten Polen katholisch als Zeichen des Nationalen und damit nicht per se als traditionell oder rückständig galt, tauchen dennoch auch dort solche Denk- oder Argumentationsmuster

auf die bedeutende Rolle von Frauen für eine als Nächstenliebe moralisierte, religiös konnotierte Wohltätigkeit, worunter zunächst die Versorgung

auf. Jedoch, und dies soll gezeigt werden, funktionieren sie als Erzählstrategien, die die Frauenbewegung in mehreren Kontexten platzieren. Die Herstellung von Differenz war diskursiv und wandelbar, kein essenzialisiertes Ordnungsprinzip, wie es Borutta formuliert. ^{Abb. 1}

Kehren wir daher noch einmal zum Zitat zurück. Das eigentliche Gewicht der Aussage liegt weder auf dem Zusammenhang von Religion und Nation noch auf dem von Weiblichkeit und Wohltätigkeit. Es liegt auf einer als neue Erkenntnis apostrophierten Behauptung: auf der »sozialen Notwendigkeit« von Liebesarbeit. Der Bericht konstatiert eine Entwicklung von unbewusster Liebesarbeit hin zu bewusster Erkenntnis über Gegenstand und Reichweite von Wohltätigkeit als einer sozialen Notwendigkeit. Darauf zielen sowohl die Begrifflichkeiten »soziale Notwendigkeit« und vor allem der Titel »Sozialarbeit« als auch der Tempuswechsel von Präteritum zu Präsens. Er bedient das die Geschichte der Sozialarbeit prägende Narrativ, im 19. Jahrhundert habe sich die religiös konnotierte Wohltätigkeit und individuelle Philanthropie zu einer rationalen und professionellen Sozialarbeit gewandelt. Diese sei auf Prävention statt Krisenmanagement ausgerichtet, beruhe auf akkumuliertem Wissen und Ausbildung und sei somit in ihrer grundlegenden Konzeption säkular (auch wenn sie von religiösen Gruppen betrieben wurde).¹¹

Die Bedeutung der Frauenbewegungen für die Entwicklung von Sozialarbeit und Wohlfahrtspflege

sowie die Etablierung des Wohlfahrtsstaates, wie er mehr oder minder ausgeprägt in weiten Teilen Europas, auch im wieder gegründeten Polen, nach 1918 etabliert wurde, wird in der Forschung hervorgehoben.¹² An der zunächst vereinsgetragenen sozialreformerischen und bildungspolitischen Entwicklung neuer Ansätze nahmen religiös orientierte Gruppen teil, die sich den Frauenbewegungen zugehörig fühlten oder deren Argumentation nutzten.¹³ Der Einschluss religiöser Organisationen ist daher nicht nur der Ineinssetzung von Nation und Religion oder der besonderen Bedeutung des *nation building* in einem geteilten Staat geschuldet, sondern reflektiert auch das breite Spektrum der europäischen Frauenbewegungen und die generelle Relevanz, die Sozialreform und Bildungspolitik für gesellschaftsgestaltende Aktivitäten der Zeit hatten. Entsprechend schloss die polnische Frauenbewegung katholische Organisationen ein, auch solche, die neben der Bildungs- und Sozialarbeit Exerzitien oder Vorträge zu religiösen Fragen anboten. In dem Bericht über die städtische Sozialarbeit ist die Rede von Initiativen, die von Kongregationen geleitet wurden, und von Vereinen, die sich explizit an katholische Frauen richteten oder nach Heiligen benannt waren. Insgesamt ist der Bericht aber nach sachbezogenen, wenn man so will säkularen, Kriterien gegliedert, nach den unterschiedlichen Zielen der Sozialarbeit: Bildung und

Aufklärung, berufsbezogen, humanitär, auf Erziehung oder auf wirtschaftliche Entwicklung ausgerichtet,¹⁴ wobei die meisten Vereine mehrere Projekte verfolgten und mehrere Kriterien erfüllten.

Im Vergleich zum Städtebeitrag überraschend und auf den ersten Blick »typisch polnisch« im Sinne eines dominanten Katholizismus erscheint der Beitrag zur Sozialarbeit auf dem Dorf. Es überwiegen nicht nur Kongregationen und ihre Sozialarbeitsprojekte, nach diesen und nicht nach sachbezogenen Kriterien ist auch der Bericht insgesamt gegliedert. Die verschiedenen Kongregationen, ihre adeligen Initiatorinnen und heiligen Schutzpatrone werden hintereinander vorgestellt. Die von ihnen organisierten Projekte allerdings unterscheiden sich nicht von den städtischen. So hat der vom Erzbischof unterstützte Verband der Grundbesitzerinnenzirkel (*Związek Kół Ziemianek*) eine soziale, eine ökonomische und eine pädagogische Sektion.

Das in dem Bericht über das Dorf gezeichnete Bild von Sozialarbeit entspricht dem Konzept der *praca organiczna* beziehungsweise »organischen Arbeit«, das nach dem Scheitern der Aufstände zum Aufbau einer modernen Nation entwickelt wurde und in den 1860er und 1870er Jahren enorme Bedeutung für die politischen Bewegungen gewann. Die Integration der Landbevölkerung war ein zentraler Aspekt; Patriotismus und die Vermittlung religiöser



Abb. 2 Erinnerungsfoto, Konferenz Polnischer Frauen, 11.–12.05.1913, Krakau

Werte waren Teil der sozialen Notwendigkeiten. Die organische Arbeit umfasste ein vielfältiges Spektrum sozialreformerischer, bildungspolitischer und Werte vermittelnder Projekte, die die polnische Gesellschaft zu einem integrativen Ganzen machen sollten, und unterschied sich damit nicht von den Versprechen der Sozialreform oder Sozialarbeit, wie sie überall in Europa von Vereinen getragen und von sozialen und politischen Bewegungen vorangetrieben wurde.

Liest man beide Texte gemeinsam als Beiträge zu *einem* Bericht über den Kongress der polnischen Frauenbewegung, so kann man sie als ergänzende Erzählstrategien verstehen, die die Sozialarbeit in mehrere Narrative einschrieben, in ein exkludierendes nationalpolnisches ebenso wie in eines über die gesellschaftsgestaltende Relevanz feministischer Politik. Mit der Zweiteilung der Sozialarbeit und der unterschiedlichen Platzierung von Religion in der Dar-

stellung unterstrich der Bericht die Dichotomie von Land, Religion und Rückschrittlichkeit sowie Stadt, Rationalität und Fortschrittlichkeit, und bediente auch das Narrativ über die Modernisierung von Wohltätigkeit, wobei Fortschrittlichkeit nicht identisch war mit exklusivem Laizismus – und nicht mit Männlichkeit. **Abb. 2**

Genau darin bestand die Gemeinsamkeit der europäischen Frauenbewegungen. Sie kommunizierten gleichzeitig in unterschiedlichen politischen Räumen und entwarfen Konzepte politischer Arbeit, die ihren Anspruch auf Kompetenz zur Gesellschaftsgestaltung und auf Zugehörigkeit zu neuen Eliten bestärkten und bestätigten. Dazu bedienten sie die Dichotomie von Fortschritt und Rückschrittlichkeit und verknüpften Religiosität und Rationalität: Die Frauen »beten nach alter Sitte, aber arbeiten nach neuer«¹⁵.

- 1 BEREZOWSKA, M[a]ja: Praca społeczna kobiet na wsi w Galicyi [Sozialarbeit von Frauen auf dem galizischen Dorf]. In: Pamiętnik zjazdu kobiet polskich odbytego w dniach 11, 12 maja 1913. Kraków 1913, S. 99–110. – ESTREICHERÓWNA, Marya/SKARSZEWSKA-ŻUK: Praca społeczna w miastach w Galicyi [Sozialarbeit in den Städten Galiziens]. In: Ebd., S. 132–153.
- 2 NITSCH, Meinolf: Private Wohltätigkeitsvereine im Kaiserreich. Die praktische Umsetzung der bürgerlichen Sozialreform in Berlin. Berlin–New York 1999.
- 3 BEREZOWSKA: Praca społeczna (wie Anm. 1), S. 99: »Niewątpliwie – w sercu kobiet polskiej, obok ideałów religijnych i narodowych – było zawsze ukochanie najbliższego jej pola pracy była ofiarna miłość ... Ale sfera i rozciągłość tych obowiązków [...] nie były dawniej zbyt jasno uświadomione [...] często nieświadome, że to [...] jest nieodzowną społeczną powinnością.« Hervorhebungen im Original.
- 4 JAWORSKI, Rudolf: Konfession als Faktor nationaler Identifikationsprozesse in Ostmitteleuropa im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes. Hg. v. Moritz CSÁKY und Klaus ZEYRINGER. Innsbruck u.a. 2001, S. 131–147.
- 5 HIMKA, John-Paul: The Greek Catholic Church and Ukrainian Society in Austrian Galicia. Cambridge/Mass. 1986. – DERS.: Religion and Nationality in Western Ukraine. The Greek Catholic Church and Ruthenian National Movement in Galicia, 1867–1900. Montreal 1999.
- 6 SIKORSKA-KULESZA, Jolanta: Trójzaborowe zjazdu kobiet na ziemiach polskich na przełomie XIX i XX wieku [Die Frauenkongresse aller drei Teilungsgebiete Polens an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert]. In: Działaczki społeczne, feministki, obywatelki ... Samoorganizowanie się kobiet na ziemiach polskich do 1918 roku (na tle porównawczym). Hg. v. Agnieszka JANIĄK-JASIŃSKI, Katarzyna SIERAKOWSKA und Andrzej SZWARC. Warszawa 2008, S. 81–96.
- 7 BOHACHEVSKY-CHOMIAK, Martha: How Real were Nationalism and Feminism in 19th Century Galicia. In: Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848–1918. Hg. v. Sophia KEMLEIN. Osnabrück 2000, S. 143–152.
- 8 JACOBI, Juliane: »Entzauberung der Welt« oder »Rettung der Welt«. Mädchen- und Frauenbildung im 19. Jahrhundert in Deutschland. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 9 (2006), S. 171–186. – PACHOLKIV, Svjatoslav: Emanzipation durch Bildung. Entwicklung und gesellschaftliche Rolle der ukrainischen Intelligenz im habsburgischen Galizien (1890–1914). München 2002, S. 279–281.
- 9 HAUSEN, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Hg. v. Werner CONZE. Stuttgart 1976, S. 363–393. – Zur Diskussion der These von der Feminisierung der Religion McLEOD, Hugh: Weibliche Frömmigkeit – männlicher Unglaube? Religion und Kirchen im bürgerlichen 19. Jahrhundert. In: Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Hg. v. Ute FREVERT. Göttingen 1988, S. 134–156.
- 10 BORUTTA, Manuel: Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe. Göttingen 2011, S. 411.
- 11 THANE, Pat: Wohlfahrt und Geschlecht in der Geschichte. Ein partieller Überblick zu Forschung, Theorie und Methoden. In: L'Homme 5 (1994), S. 5–18.
- 12 Zuletzt z.B. Andrea BERGLER: Von Armenpflegern und Fürsorgeschwestern. Kommunale Wohlfahrtspflege und Geschlechterpolitik in Berlin und Charlottenburg 1890 bis 1914. Stuttgart 2011.
- 13 Beispielsweise MEIWES, Relinde: »Arbeiterinnen des Herrn«. Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert. Frankfurt/Main–New York 2000.
- 14 ESTREICHERÓWNA/SKARSZEWSKA-ŻUK: Praca społeczna (wie Anm. 1), S. 132.
- 15 BEREZOWSKA: Praca społeczna (wie Anm. 1), S. 100: »modlą się dawnym obyczajem, a pracują nowym«.

DIETMAR MÜLLER

Eigentum im öffentlichen Diskurs

Léon Duguit im Jugoslawien der Zwischenkriegszeit

Im Jugoslawien der Zwischenkriegszeit kann nicht von einer öffentlichen Eigentumsdebatte, das heißt von einem kontroversen und aufeinander bezogenen Meinungsaustausch gesprochen werden. ^{Abb. 1} Vielmehr setzte früh die Kanonisierung einer Eigentumskonzeption ein, wonach der liberal-individualistische Eigentumsbegriff des 19. Jahrhunderts nicht mehr zeitgemäß sei. Angesichts neuer Herausforderungen müsse dieser Terminus nun vielmehr mit einer »sozialen Funktion« versehen werden. Maßgeblich für die Kanonisierung des neuen Eigentumsbegriffes in Jugoslawien war eine intensive Rezeption des solidaristischen Verständnisses des Privatrechts, das der französische Jurist Léon Duguit bereits seit der Jahrhundertwende propagierte.¹ Weshalb war aber die Duguit-Rezeption in Jugoslawien so intensiv, weit intensiver als in Rumänien oder in anderen Staaten Ostmittel- und Südosteuropas, die insbesondere bezüglich des Eigentumes an Grund und Boden in Gestalt von Agrarreformen ähnlich durchgreifende Veränderungen erlebt hatten?

Léon Duguit (1859–1928) war in den Jahrzehnten um die Wende zum 20. Jahrhundert einer der am intensivsten rezipierten und diskutierten französischen Juristen. ^{Abb. 2} Seit 1886 wirkte er als Rechtsprofessor in Bordeaux, wo er von 1908 bis 1912 auch Mitglied des Stadtparlaments war. Als *chef de l'école réaliste* der französischen Jurisprudenz richtete sich seine Kritik gegen den französischen Rechtspositivismus, demzufolge »das Recht identisch mit dem Code Civil war«². Weltanschaulich dem Solidarismus eines Léon Bourgeois verpflichtet, wird Duguits wissenschaftliche Methode, die vom Erkenntnisoptimismus Auguste Comtes beeinflusst war, vom deutschen Staatsrechtler Dieter Grimm wie folgt charakterisiert: »Es gibt kein prägnanteres Beispiel für den erfolglosen Versuch, die Jurisprudenz als Tatsachenwissenschaft zu konstituieren.«³ Aufgrund



Abb. 1 Königreich Jugoslawien, Aufteilung der Verwaltungsbezirke (Banschaften), 1930

seiner Kritik am liberal-individualistischen Eigentumsbegriff wurde Duguit intensiv auch in der sowjetischen sowie faschistischen Rechtswissenschaft rezipiert.

Das politische und rechtspolitische Umfeld der Duguit-Rezeption im Jugoslawien der Zwischenkriegszeit wurde durch die Entstehung des neuen Staates, weiterhin durch die Verfassungsgebung sowie durch die Agrarreform konstituiert. Im Schrifttum zu den letzten beiden Komplexen, die ja beide eine erhebliche Eigentumsdimension aufwiesen, ist einerseits deren Beziehungslosigkeit zueinander bemerkenswert, andererseits herrschte aber Konsens über die Notwendigkeit, das liberal-individualistische Eigentum signifikant, den neuen Erfordernissen gemäß, einzuschränken.⁴ In seinem Vortrag *Über das Eigentumsrecht in den heutigen Verhältnissen* vor einer Juristengesellschaft am 20. März 1920 gab der Pro-

fessor für Recht der Belgrader Universität Dragoljub Arandelović den Ton für weitere rechtswissenschaftliche Überlegungen vor.⁵ Er führte im Wesentlichen drei Umstände an, die es nun angeraten erscheinen lassen, das bisherige liberal-individualistische Eigentumsrecht signifikant zu ändern. Zunächst verwies er auf die im Krieg europaweit zu verzeichnende Tendenz, dass der Staat zur Mobilisierung aller Kräfte in vielfältiger Weise in das Eigentumsrecht beispielsweise von Wohnungseigentümern und Grundbesitzern in Gestalt von Wohnraumrequirierungen und Bewirtschaftungs- und Ablieferungszwang eingegriffen habe. Seit der Bolschewistischen Revolution in Russland sei eine weitere politische Herausforderung der bisherigen Eigentumspraxis hinzugetreten, auf die reagiert werden müsse.⁶ Als drittes Motiv hin zu einer Modifikation des liberal-individualistischen Eigentumsrechtes diskutierte Arandelović ausführlich die von dem französischen Juristen Duguit 1912 veröffentlichte Analyse *Les transformations générales du droit privé*, die eine Bewegung in dieser Richtung zwingend nahelege. ^{Abb. 3} Duguit folgend, lehnte Arandelović eine römisch-rechtliche Definition des Eigentumes als Verhältnis ausschließlich zwischen Individuen und Dingen als nicht mehr zeitgemäß ab. Es sei angesichts der gegenwärtigen politischen und sozialen Herausforderungen nicht mehr akzeptabel, dass Individuen über ihr Eigentum völlig frei von gesellschaftlichen Erfordernissen oder staatlichem Einfluss verfügen können – inklusive der Freiheit, ein Eigentumsobjekt wie zum Beispiel ein Stück Ackerland nicht zu nutzen. Mit Blick auf Jugoslawien folgte er:

»Das Eigentum, insbesondere das Bodeneigentum kann nicht mehr als absolutes Recht weiterbestehen. [...] Das Eigentum muss sich auch in der Hinsicht ändern, dass die großen Landbesitzer unter der Bedingung einer rechtlich gesicherten Entschädigung und auf gesetzlichem Wege eines Gutteils ihrer Ländereien enteignet werden, damit sie bedürftigen Landarbeiter überlassen werden [...]«⁷



Abb. 2 Léon Duguit
(1859–1928)

Diese Transformation des liberal-individualistischen Eigentumsrechtes hin zu einem Eigentum mit sozialer Funktion, so schlussfolgerte Arandelović, sei eine der größten Herausforderungen an die zeitgenössische Jurisprudenz, aber in demselben Maße eine gesellschaftliche Notwendigkeit.⁸ Die Grundstruktur der Argumentation und insbesondere die Referenz auf Duguit im Text von Arandelović finden sich in fast allen späteren Texten, wobei nicht immer sicher ist, ob der jeweilige Autor den französischen Juristen wirklich gelesen hat. Zur weiten Verbreitung der Argumentation von Arandelović mag beigetragen haben, dass sein Aufsatz zunächst in der wichtigsten juristischen Zeitschrift Jugoslawiens, in *Arhiv za pravne i društvene nauke* (Archiv für Rechts- und Sozialwissenschaft), erschien und wenig später in deren »Bibliothek« als erster Text einer Aufsatzsammlung Arandelovićs wieder gedruckt wurde.

Die Duguitsche Formel von der »sozialen Funktion des Eigentumes« changierte in der jugoslawischen rechtsphilosophischen und rechtspolitischen Literatur der Zwischenkriegszeit zwischen einem Leitbild und gesunkenem Kulturgut. Unterschiede im Bezug auf Duguit bestehen darin, dass je nach politischer Einstellung der Autoren die Umsetzung der neuen Eigentumskonzeption noch innerhalb des demokratisch-parlamentarischen Regimes gesucht wird, oder – und dies verstärkt im Laufe der 1930er Jahre – dafür ein korporatistisches politisches System nötig sei.⁹

Der von Arandelović entwickelten Argumentation folgen weitgehend die Aufsätze der Juristen Mihailo Jovanović und Živojin Perić, Letzterer ebenfalls Professor für Recht an der Belgrader Universität. Jovanović diskutiert auf breiterer Textbasis, aber ebenfalls mit ausdrücklichen Verweisen auf Duguit, die politischen und sozialen Motive dafür, dass das liberal-individualistische Eigentumsrecht im letzten Krieg und durch die bolschewistische Herausforderung nun nicht mehr zeitgemäß sei. Seine Argumentationsperspektive zielt auf eine Art »Dritten Weg« ab, auf dem ein Eigentum mit sozialer Funktion im Dienste des Allgemeinwohles und sozialen Fortschritts erreicht werden soll, nachdem er die abzulehnenden Eigentumsvorstellungen in Kurzform wie folgt charakterisiert hatte: »Die wissenschaftliche Wahrheit steht zwischen diesen beiden extremen Auffassungen: nicht nur Individualismus und nicht nur Sozialismus.«¹⁰

Die auch bei Jovanović angelegte Vorstellung vom Eigentum mit sozialer Funktion als Ausweis einer höheren kulturellen Entwicklungsstufe einer Gesellschaft wird bei Živojin Perić deutlicher ausbuchstabiert. Mit Genugtuung konstatiert er, dass das »Nachlassen des Rechtsgefühls hinsichtlich des Eigentumsrechtes«, ja das Scheitern der »Eigentumsidee der Bourgeoisie«,¹¹ durch das Verhalten der meisten Regierungen im Krieg mitverursacht worden sei. Dies sowie das Fortbestehen der »Bolschewikenrepublik« in Russland sei

*»ein schlagender Beweis, dass das individuelle Eigentum keine conditio sine qua non zum Bestande einer menschlichen Gesellschaft ist und sein muss, das ist mit anderen Worten ein Beweis, dass die menschliche Gesellschaft auch ohne Privateigentum bestehen kann, eine Tatsache, die keineswegs zur Festigung des Prinzips der Unantastbarkeit und Unumgänglichkeit des individuellen Eigentumes in bürgerlichen Staaten beitragen kann«.*¹²

Perić spricht am deutlichsten aus, woran sich ein »Dritter Weg« in Eigentumsfragen zwischen liberalem Individualismus und sowjetischem Kollektivismus in Jugoslawien orientieren müsste, nämlich an den »früheren serbischen Familiengemeinschaften (Zadrugas)«. Diese »Art Agrarkommunismus inmitten eines bürgerlichen Staates« bräuchte man in Zukunft nur »anzuwenden und zu erweitern«.¹³

Auch in der zweiten Hälfte der 1920er sowie nach der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren bewegen sich insbesondere die in Belgrader Verlagen und Zeitschriften publizierenden Autoren in einem Justemilieu, wenn sie häufig aufeinander sowie auf den unvermeidlichen Léon Duguit Bezug nehmend, die jugoslawische Eigentumsregelung als Signum der neuen Zeit und Ausweis der Moderne charakterisieren. So der Rechtsprofessor an der Universität Subotica, Čedomir Marković, der auf einem Kongress von »Juristen aus slawischen Ländern« in Bratislava im September 1933 die Grenzen legitimer Eingriffe in das Eigentumsrecht in Jugoslawien mit großer Selbstverständlichkeit in einer Reihe von Bereichen aufzählte und sie mit Mitteln der politischen Ökonomie, Rechts- und Sozialphilosophie sowie Rechtspolitik rechtfertigte.¹⁴

Ähnlich der Publizist Jovan Dimitrijević, der dieselben Gedanken in leicht verständlichen Worten 1936 in der allgemeinbildenden Zeitschrift und dem gleichlautenden Verlag Život i rad (Leben und Arbeit) veröffentlichte.¹⁵ Im serbischen politischen Spektrum ging der Konsens über die soziale Funktion des Eigentums bis hin zu der agrarsozialistischen Gruppe für soziale und kulturelle Aktion (*Grupa za socialnu i kulturnu akciju, S.K.A.*), die seit den frühen 1920er Jahren publizistisch und zunehmend auch politisch tätig war.¹⁶ Eines ihrer Mitglieder, Mihailo Konstantinović, bewegte sich nur dadurch und nur tastend weg vom gesellschaftlich akzeptierten Kanon des Eigentumsdenkens, dass er bedauernd hervorhob, außer in der Sowjetunion sei in keiner der »modernen Verfassungen« der Begriff »soziale Funktion« des Eigentumes »klar und präzise kodifiziert«.¹⁷

In der zweiten Hälfte der 1930er Jahre, als das politische Regime unter Milan Stojadinović korporatistische und technokratische Züge annahm, wurde die Systemfrage mit größerer Insistenz gestellt. In seiner an der Belgrader Rechtsfakultät zum Thema *Das Nutzungsrecht und das Eigentum* abgelegten Dissertation diskutierte Stevan Živadinović zunächst mehrere Möglichkeiten,¹⁸

die Nutzung des Eigentums innerhalb einer liberalen Rechtsordnung und eines demokratisch-parlamentarischen Regimes umzusetzen. Mit Verweis auf die geringen Erfolge, beispielsweise der Rechtsfigur des Missbrauchsverbotes des Eigentumes (*zloupotrebe prava*)¹⁹ verwarf er solche Versuche. Am Ende seiner Arbeit kulminierte die Beweisführung Živadinovićs darin, dass »die stärkste Anwendung der Idee von der gesellschaftlichen Rolle des Eigentumes im Dritten Reich« stattfände. Duguits Eigentumskonzept sei in einem Land umgesetzt worden, so insinuierte Živadinović für den jugoslawischen Kontext, in dem »eine starke und vollkommen disziplinierte Partei, die sowohl

DIETMAR MÜLLER ist Historiker in der Projektgruppe »Rechtskulturelle Prägungen Ostmitteleuropas in der Moderne« und beschäftigt sich dort mit Polen, Rumänien und Jugoslawien im europäischen Vergleich. Von April 2012 bis März 2013 war er Postdoc-Fellow am Imre-Kertész-Kolleg Jena. Gemeinsam mit Klaus Bochmann, Vasile Dumbrava und Victoria Reinhardt hat er 2012 das Handbuch *Die Republik Moldau – Republica Moldova* herausgegeben.

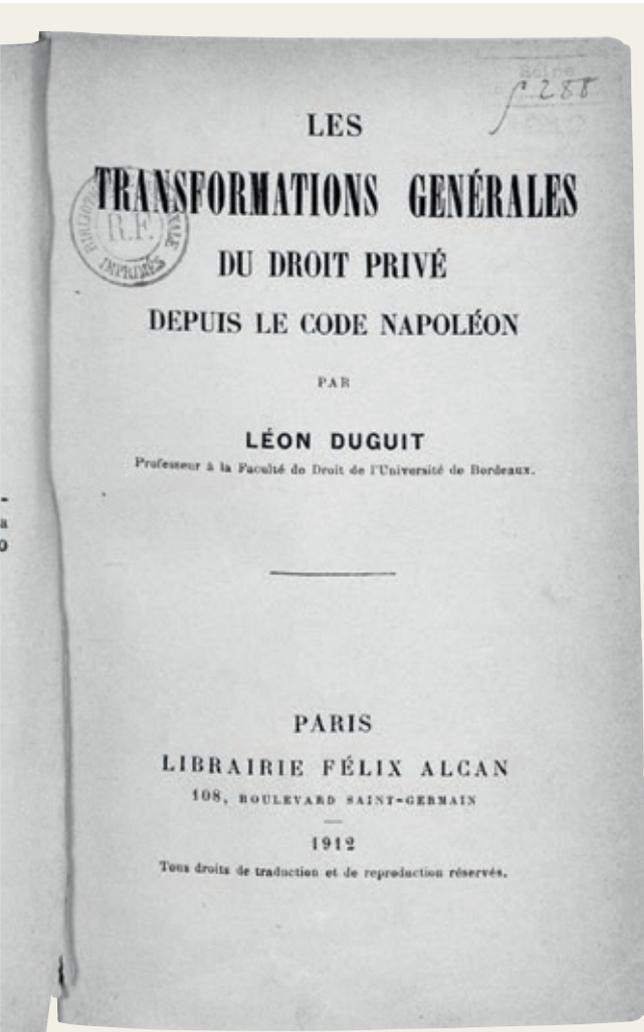


Abb. 3 Léon Duguit
*Les transformations
générales du droit privé*
(1912)

die Legislative als auch die Verwaltung fest in eigenen Händen hält, [...] in der Lage ist, diese Idee durchzusetzen und den Eigen-

tümer sehr stark einzuschränken²⁰.

Im Ruf Konstantinovičs, dem Mitglied der Gruppe für soziale und kulturelle Aktion, nach Klarheit und Präzision ebenso wie in der politischen Wendung der weitgehend dogmatisch-juristischen Arbeit von Živadinovič klingt die Unzufriedenheit mit einer lediglich »akademischen Diskussion«²¹ der Eigentumsfrage durch. Es ist erstaunlich, wie wenig substanzuell die Bezugnahme zwischen Texten zur Eigentumsfrage im Allgemeinen und jenen zur Agrarreform und ihrer konkreten Umsetzung im Besonderen waren. Wenn diese Brücke einmal geschlagen wurde, wie anhand folgenden Falles einer Enteignung gezeigt wird, offenbarten sich tiefe Risse im Scheinkonsens.

In einer Rechtsstreitigkeit zu Beginn der 1920er Jahre zwischen dem SHS-Staat einerseits und zwei jugoslawischen Firmen sowie einer tschechoslowakischen Firma andererseits holte deren Zagreber Rechtsanwalt Dušan Peleš zwei Rechtsgutachten der bereits genannten Rechtsprofessoren Dragoljub Arandelović, Živojin Perić sowie des Verfassungsjuristen Slobodan Jovanović ein und veröffentlichte sie – samt Schilderung des Streitfalles – unter dem klingenden Titel *Zur Verteidigung des Eigentumes*.²² In den Gutachten, die auch an das jugoslawische Parlament und an den Völkerbund geschickt wurden, werfen die Rechtsprofessoren verschiedenen Behörden sowie der Regierung schwerwiegende terminologische und rechtspolitische Fehler vor. Offenbar auf diplomatischen Druck der französischen Regierung hin entschied der jugoslawische Ministerrat im April 1921, rund 7.000 Hektar Wald einer französischen Firma zu übertragen, die dieses Land Anfang 1913 von Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe erworben hatte. Aufgrund von Zahlungsverzug seitens der französischen Firma, vermutlich auch im Zusammenhang mit dem einsetzenden Krieg, wurde der Vertrag seitens Schaumburg-Lippe einseitig aufgelöst und der Wald nun drei österreichisch-ungarischen Firmen aus Kroatien und Böhmen verkauft. Gestützt auf die Gutachten der Rechtsprofessoren forderte Peleš, der Rechtsanwalt der drei Firmen, eine erneute Revision der Entscheidung, denn die SHS-Regierung habe den fraglichen Wald 1921 zu Unrecht als Feindvermögen deklariert, schließlich gehöre es ja nun seinen Mandanten und sei rechtmäßig im Grundbuch aufgenommen worden. Außerdem sei nicht die Regierung befugt, eine solche Entscheidung zu treffen, sondern die Gerichte müssten darüber entscheiden. In diesem Streitfall wird ersichtlich, dass der Bedeutungswandel des Eigentumsbegriffes nicht durch terminologische Analysen allein deutlich gemacht werden kann, sondern es weiterer Analyseebenen, insbesondere der Agrargesetzgebung und der *Governance* des Eigentumes an Grund und Boden bedarf.

Im Königreich Serbien war die Sonderstellung des Bodeneigentumes im Vergleich zu anderen Eigentumsarten im »langen 19. Jahrhundert« in besonderer Weise und Intensität gesetzlich geregelt. Seit einem Gesetz von 1836, dessen Regelungsumfang

und Präzision seit den 1860er Jahren in weiteren Gesetzen zunehmend ausgeweitet wurde, war ein Mindestmaß an Garten- und Ackerland sowie das Haus im Falle bäuerlicher Überschuldung vor der Pfändung und Zwangsräumung geschützt.²³ Ein signifikanter Teil des Bodeneigentums war somit von den Marktgesetzen ausgenommen und fiel nicht in den Wirkungsbereich des allgemeinen Schuld- und Vertragsrechtes. Für manche Ansprüche von Geldverleihern sowie von privaten und staatlichen Banken gegenüber verschuldeten Bauern galt die in allen serbischen Verfassungen proklamierte Eigentumsgarantie mithin nicht. Dieser Protektionismus bäuerlichen Kleineigentums wurde im politischen Spektrum insbesondere von der Radikalen Partei (*Radikalna Stranka*) unter der Führung Nikola Pašićs als Zeichen der Volkstümlichkeit sowie des ursprünglich-demo-

kratischen Charakters des serbischen Gemeinwesens gedeutet und propagiert. Vor diesem juristischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund nimmt sich die so begeisterte Rezeption des solidaristischen Eigentumsdenkens Léon Duguits wie eine willkommene Bestätigung der serbischen Praxis als im Einklang mit den jüngsten Entwicklungen der westeuropäischen Rechtsphilosophie aus. Die Duguit-Rezeption hat aber – wie sich insbesondere bei Živojin Perić und der Gruppe für soziale und kulturelle Aktion andeutet – eine der Zukunft zugewandte Dimension. Sie verweist auf die Theorie des »Dritten Weges« im Nachkriegsjugoslawien, in dem die Konzeption des Eigentums in Gestalt einer Mittelposition zwischen liberal-individualistisch und sowjetisch-kollektivistisch von zentraler Bedeutung war.

- 1 Vgl. DUGUIT, Léon: Les transformations générales du droit privé depuis le Code Napoléon. Paris 1912.
- 2 GRIMM, Dieter: Solidarität als Rechtsprinzip. Die Rechts- und Staatslehre Léon Duguits in ihrer Zeit. Frankfurt/Main 1973, S. 23.
- 3 Ebd., S. 7.
- 4 ARANĐELOVIĆ, D[ragoljub]: O pravu svojine u današnjim prilikama (1920) [Über das Eigentumsrecht in den heutigen Verhältnissen]. In: DERS.: Zbirka rasprava. Beograd 1926, S. 3–20. – PERIĆ, Živojin: Das Nachlassen des Rechtsgefühls hinsichtlich des Eigentumsrechts. Mannheim–Berlin–Leipzig 1922. – JOVANOVIĆ, Mih[ailo]. P.: Svojina. Njen pravni i socialno-politički značaj [Das Eigentum. Seine rechtliche und sozialpolitische Bedeutung]. In: Arhiv za pravne i društvene nauke 11 (1921) 1, S. 1–25 u. 11 (1921) 2, S. 81–99.
- 5 ARANĐELOVIĆ: O pravu svojine (wie Anm. 4).
- 6 Ebd., S. 5 u. 12–13.
- 7 Ebd., S. 13 u. 14.
- 8 Ebd., S. 19.
- 9 Zum Antiliberalismus als gemeinsamer Wurzel sowohl von Duguit als auch dem italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus siehe GRIMM: Solidarität als Rechtsprinzip (wie Anm. 2), S. 99–104.

- 10 JOVANOVIĆ: Svojina (wie Anm. 4). In: Arhiv za pravne i društvene nauke 11 (1921) 2, S. 99.
- 11 PERIĆ: Das Nachlassen des Rechtsgefühls (wie Anm. 4), S. 28.
- 12 Ebd., S. 27–28.
- 13 Ebd., S. 43–44.
- 14 MARKOVIĆ, Čed[omir]: U koliko je preporučljivo ograničenje prava svojine [Inwiefern ist eine Einschränkung des Eigentumsrechtes empfehlenswert]. In: Pravosudje 2 (1933) 15/16, S. 1–14.
- 15 DIMITRIJEVIĆ, Jovan: Ograničenje prava privatne svojine [Die Einschränkung des Privateigentums]. Beograd 1936.
- 16 Für eine ideengeschichtliche Analyse der S.K.A. siehe LUKOVIĆ, Jovica: Sozialismus als bäuerliche Zukunft. Ideologische Grundlage des linken Agrarismus in Jugoslawien in der Zwischenkriegszeit. In: Transforming Rural Societies. Agrarian Property and Agrarianism in East Central Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Hg. v. Dietmar MÜLLER und Angela HARRE. Innsbruck 2011, S. 114–148.
- 17 KONSTANTINOVIC, Mihailo: Pitanje svojine. Od svojine individualnog prava ka svojini socialnoj funkciji [Die Frage des Eigentums. Vom individuellen Eigentumsrecht zum Eigentum als soziale Funktion]. In: Generacija pred

stvaranjem. Almanah jedne grupe. Beograd 1925, S. 7–16, hier 16.

- 18 ŽIVADINOVIĆ, Stevan D.: Pravo raspolaganja i svojina [Das Nutzungsrecht und das Eigentum]. Beograd 1938.
- 19 Ebd., S. 122–126.
- 20 ŽIVADINOVIĆ: Pravo raspolaganja (wie Anm. 18), S. 136.
- 21 Ebd., S. 7.
- 22 Vgl. Prilog predstavnicima na Narodnu Skupštini: U obranu svojine. Stručno mišljenje gospode universitetskih profesora Slobodana Jovanović, Živojina M. Perića i Drs D. Arandjelovića [Eingabe an die Abgeordneten der Skupština: Zur Verteidigung des Eigentums. Die Expertenmeinung der Herren Universitätsprofessoren Jovanović, Perić und Arandjelović]. Zagreb 1921. – U obranu svojine. Prilog tumačenju mirovnih ugovora. Stručno mišljenje gg. universitetskih profesora Slobodana Jovanović, Živojina M. Perića i Drs D. Arandjelovića [Zur Verteidigung des Eigentums. Beitrag zur Interpretation der Friedensverträge. Die Expertenmeinung der Herren Universitätsprofessoren Jovanović, Perić und Arandjelović]. Zagreb 1922.
- 23 CALIC, Marie-Janine: Sozialgeschichte Serbiens 1815–1941. Der aufhaltsame Fortschritt während der Industrialisierung. München 1994, S. 44–52.

BEATA HOCK

Emancipated but not Feminist?

Women Artists within the Hungarian Counter-culture

Research projects that emerged after the political changes of 1989 and narrated the recent cultural history of East-Central Europe have, with very few exceptions, focused on events and actors within the unofficial or semi-official artistic scene. This cultural underground in state-socialist societies was referred to by various names: »counter-culture« and »neo-avant-garde« became umbrella terms for signifying any artistic activity that turned away from authorized forms of artistic expression. The nearly exclusive focus of post-1989 art historiography on the semi-official cultural arena was a reaction to the fact that these activities were largely forced to remain undocumented during state-socialist times, and were therefore missing from existing cultural historiography.

Another trend that informed art history in the region in the 1990s was feminist criticism. Exhibitions and publications were created in an effort to both generate a discourse around contemporary women's art and to re-discover forgotten figures and oeuvres from the late 19th and early 20th centuries. These two trends, however, did not converge: studies of the counter-culture present a strongly male-dominated scene in which women did not seem to participate, and the new feminism-informed discourse hardly helped to prove the opposite. This discourse concluded that the communist systems did not »manage to generate feminist art«, and authors only went as far as handpicking artistic output that could be labeled »pro-feminist«, »proto-feminist« or »latently feminist« when the existing feminist framework was projected retrospectively.¹ The persistent gender-blindness of both historiographies, I argue,² is a consequence of an analytical bias indebted to the Cold War.

A kind of oppositional attitude has been connected to the image of the neo-avant-garde, from which perspective the state-socialist system could only be viewed as altogether faulty. As a logical exten-

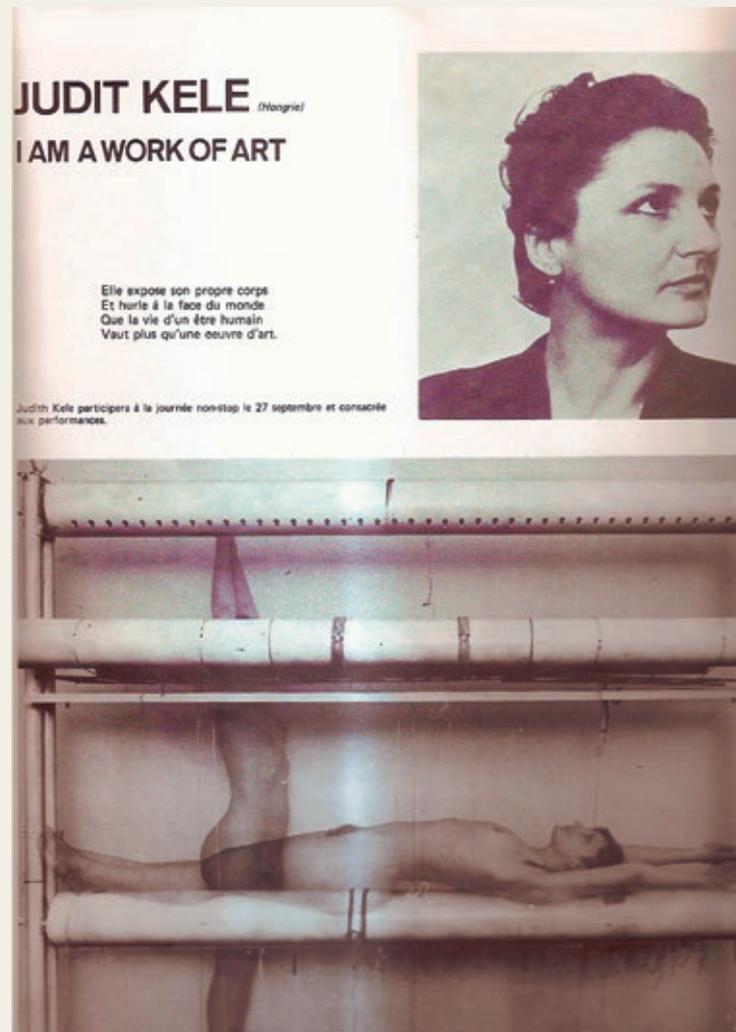


Fig. 1 Judit Kele
Textile without Textile,
1979 Velem (Ungarn)

sion, when processing its history from a liberal-oppositional standpoint there has been little interest in taking a less ideologically loaded stance, and trying to examine state-socialism as a system that had its own justifications, advantages and disadvantages.³ This reluctance to devote analytical

attention to the potential achievements of »real existing« socialism is particularly strong with regards to women's issues.⁴ At the same time, much of the critical art discourse inspired by feminist theory unreflectively imposed a Western-developed theoretical framework on »Second World« realities, and neglected to historicize and contextualize gender as a category of analysis. This latter operation would have required accounting for the divergent yet entangled histories of the »women's question«: the second wave of Western feminism *versus* the socialist way of women's emancipation. It would have required the recognition that the situation, discontents, demands as well as identity constructions of women in the socialist East were arguably different from those in developed capitalist democracies. This acknowledgment is all the more so indispensable as feminist art history emphasizes that cultural production is always embedded in a given social, cultural and material context. Thus, rather than seeking out cases within the local artistic arena onto which the received framework could be *applied*, the art historian may have to shift her focus and re-think what indeed constitutes gender-related critical artistic expressions in changing historical and social contexts. Having embarked on such a pursuit, I opted for the exploration of the actual and virtual spaces, and the social voices available for use by women artists in 1970s Hungary. Discourse analysis works with the notion of »social voices« that Jay Lemke captures in the following way: »We speak with the voices of our communities, and [...] we fashion [our individual voices] out of the social voices already available to us.«⁵ This insight led to the

query to what extent Western-style feminism was an eligible »social voice« and creative option within the Hungarian cultural underground.

A small stack of unidentified and unprocessed archival documents and a recurring finding in the newest research on socialist cultural scenes helped me accomplish my task.

Insights from disparate studies on individual countries lead to the suggestion that various forms of the applied arts opened up less controlled sites for independent artistic expression. Whereas official cultural policy endorsed the narrative-figurative style of socialist realism for its capacity to communicate unambiguous messages and denigrated self-referential abstract art, within the field of decorative and applied arts, formal and conceptual experimentation could be accommodated. In Czechoslovakia, glass art offered such a freer domain, in Poland woodcutting as a preferred medium of poster art functioned in a similar way.⁶ In Hungary between the late 1960s and mid-1980s, the community forming around textile art appears to have been unique in this respect.

Textile art has always been an area dominated

BEATA HOCK forscht als Kunsthistorikerin in der Projektgruppe »Ostmitteleuropa Transnational« und ist zudem als Kuratorin tätig. Zu ihren letzten Arbeiten auf diesem Gebiet gehört die forschungsbasierte, internationale Ausstellung *Agents and Provocateurs*. 2013 erschien ihre jüngste Monographie *Gendered Creative Options and Social Voices. Politics, Cinema and the Visual Arts in State-socialist and Post-socialist Hungary*, die im Franz-Steiner-Verlag publiziert wurde.

Fig. 2 Performance Textile Art Symposium, György Galántai *Homage to Vera Muhina*, 1981 Velem (Ungarn)



by women and is usually viewed as a kind of craft rather than »grand art«; its products are practical or decorative objects as opposed to distinctive works of art. Previously regarded as a branch of decorative arts where no counter-cultural activity would take place, Hungarian authorities did not exercise control over the workshops and showrooms of textile art, which then enjoyed considerable freedom. The boundaries of the genre have expanded, and textile art has gradually become highly conceptual and experimental, an independent carrier of artistic thought. This was also indicated by the appearance of *thematic* exhibitions of textile art and by the very titles of these shows; for example, *Textile after Textile* (1978), or *Textile without Textile* (1979).^{Fig. 1} At this point, it was only the material—textile—that connected this form of expression to the applied arts; the problems and ideas it addressed were those also engaged by the period's conceptual, constructivist and abstract-geometric tendencies. As introduced by the organizer of the *Textile after Textile* show, some of these works were »mere skeletons of textile« or abstract formulae representing the idea of textile taking »an ascetic distance from the coaxing qualities of the material itself.«⁷ One of the most important locations for textile art was the Velem workshop. Velem is a village in Western Hungary where biannual textile artists' symposia took place from the early-1970s till the mid-1980s.

Due to its heightened conceptual affiliation, several male artists from the neo-avant-garde took part in textile art exhibitions,^{Fig. 2} yet the ratio of female to male artists tended to be the opposite of mainstream fine arts exhibitions, which only featured

a low number of women participants. Partly because of this reversed gender-imbalance within textile art, I tend to view the Velem workshop as a *community of practice*. Etienne Wenger, cognitive anthropologist and one of the originators of the concept, describes communities of practice as groups formed »by the sustained pursuit of shared enterprise«; a group of artists seeking new forms of expression is a typical example for such a community.⁸ The knowledge that is shared and learned in communities of practice is social capital; the individual as an active participant in the practices of social communities constructs his/her identity through these communities. Gender is also produced and reproduced through membership in different communities of practice. Even though textile art in its »progressive« form was stripped of the qualities usually relegate it to the sphere of *l'art féminin*, and instead became a medium of constructivist and conceptual experimentation, some of the works produced in Velem established thematic links to the gender of their creators. Even more importantly, the women working at the Velem workshop seem to have formed a community of practice resembling of the male circles of vanguard artists. In Velem female artists engaged with Performance Art and Action Art whereas the Performance/Happening/Action Art scene in the capital city in the 1970s and 1980s remained an almost exclusively male-dominated. I propose it is from the perspective of membership that the creative workshop of Velem is particularly interesting in exploring the gender dynamics within the unofficial art scene.

Dóra Maurer was perhaps the only woman at the

Fig. 3 Dóra Maurer
Raum-Quasibild,
1982 Schloss Buchberg
(Österreich)



time who earned an undisputed position within the unofficial art world. Ever since the mid-1970s geometric shapes, color qualities, and spatial effects have marked Maurer's artistic direction – not the kind of creative expression usually identified with feminist art. ^{Fig. 3}

However, documents, i found in the archives of the Artpool Art Research Center Budapest suggested that Maurer may become an enthralling informant regarding the perspective of the availability and perceived relevance or irrelevance of feminist critical perspectives in Hungary in the 1970s. These documents cluster around contact taken up with the Vienna-based union of women artists called IntAkt, and include the transcript of Maurer's interview with the members of IntAkt, a tape-recorded radio broadcast for which the artist invited speakers to discuss women's position in the visual arts, and a type-written response from art historian Zsuzsa Simon entitled *Four Questions I asked Myself at Dóra Maurer's Feminist Meeting on March 20 (1979)*. Maurer was partly based in Vienna after 1967 and apparently assumed the task of mediating relevant information between the Austrian capital and the Hungarian scene. Today Maurer says that her interest in feminist thought was part of a general intellectual openness and was not more personally motivated than »the interest of a bug collector in any unfamiliar creature«, yet, as the documents mentioned above reveal, she made substantial efforts to disseminate issues of feminist criticism. When i interviewed Maurer, she made references to a small number of women within the art scene who were more insistent than herself on a continued engagement with feminist ideas.

I took Maurer's lead and made contact with them. As it turned out, none of these artists made feminist perspectives the single organizing principle of their artistic activity; with some this interest was equally transient.

My interviews with these women as well as the archival manuscripts and the speakers' contribution in the radio broadcast show a clear understanding of feminist thought regarding the identity of women as social subjects and creative workers and the inequalities they face on both levels. The women artists i interviewed internalized the desire for »emancipation«, and part of their lived experience indeed promised to bring women's equality within reach, especially when they compared their own opportunities with the lives of a previous generation of women. Some of them saw the task and possibility of creating one's own financial and existential independence as a new social norm generally endorsed by women around them. Those coming from working class families were acutely conscious of the opportunities for education and employment that had opened up for women in post-war Hungary. As Maurer pointed out herself, the political discourse on women's equality was liberating in and of itself, while her interview with the Austrian feminists and fellow-artists also documented how they perceived the Hungarian gender regime as one legally guaranteeing women's rights to professional self-development.

All these factors added up to create a situation in which women artists did not at all refuse the gendered problematizations of (Western) feminist thinkers and yet, feminist thought eventually did not appeal to them. This said, i do not mean to deny the inner

Fig. 4 Sound-Poetry-Performance, Katalin Ladik *The Positions of Letter O*, 1973
Balatonboglár (Ungarn)



contradictions and even a degree of cognitive dissonance coming through the narratives of my female respondents, especially when the focus shifted to interpersonal relations, or the discrepancy between a nominal endorsement of equal rights and actual everyday practices. Here, a host of gender-based difficulties or inequalities came to surface, which they tended to view as private conflicts requiring individual solutions. To commence an artistic career, these young women had to overcome a male-dominated professional environment that still maintained double standards for male and female behavior. Men's continued social and professional privileges were noted, but at the same time understood as something »ontologically given«, to use the expression of art historian Zsuzsa Simon, one of my respondents. Relations in the private sphere often called for the subordination of women's professional aspirations to those of male artist-partners, or else women's successes elicited male partners' professional jealousy. This proved to be a situation difficult to manage, even for the particularly self-reliant Maurer, and sound artist Katalin Ladik established this issue as a major motif structuring our interview. ^{Fig. 4} In her recollections of the neo-avant-garde circle, another woman artist named Orsolya Drozdik asserted that the patriarchal perceptions of the alternative art world did not differ much from the patriarchal perceptions defining official culture, and women's perspectives could not form part of the prevalent artistic idiom of the period.

These testimonies throw into sharp relief what appears to be a most problematic aspect of the socialist way of women's emancipation and what might have also been a major reason for its frequently mentioned »failure«. The state-administered emancipation programmes of East European societies issued decrees and implemented policies pertaining to the public spheres of work and politics, thus to some extent creating the material conditions for achieving gender equality. Although the effects of women-related policies eroded a pre-existing gender culture, public discourses did not engage in a sustained critique of male domination, and helped both women and men little in understanding and deconstructing structural gendered inequalities.

At first glance seemingly negligible, the research finding that Hungarian women artists' non-engagement with feminist perspectives was not so much the result of an unawareness of feminist theories but rather an informed disinterest. On second thought, however, this re-constructed picture both contributes to an unhinging of popular imaginations about hermetically isolated cultural landscapes behind the Iron Curtain and to the re-assessment of the alleged absence of feminist artistic practice in state-socialist Hungary. This ostensibly slight detail necessitates a call to feminist cultural analysis to accommodate the gendered historical experience of the Second World.

1 Gender Check: Femininity and Masculinity in the Art of Eastern Europe. Katalog. Hg. v. Bojana PEJIĆ. Wien 2009, S. 23–27.

2 The use of the lowercase pronoun »i« signifies my reservations about a unique convention in the English language, wherein the first-person singular is capitalized and thusly prioritized. It comes across as a remarkably self-centred characteristic and as such may deserve to be denaturalized. In this sense my usage is not unlike the initially distracting but now widely accepted replacement of the generic »he« with gender-neutral pronouns. This usage continues T.R.O.Y.'s practice in his essay *The New World Disorder: A Global Network of Direct Democracy and Community Currency*, submitted for the Utopian World Championship 2001, organized

by SOC, a Stockholm-based non-profit organisation for artistic and social experiments. URL: http://utopianwc.com/2001/troy_text.asp (last access: 05.08.2013).

3 Dina IORDANOVA discusses this prejudice directly in relation to cultural production in: *Cinema of the Other Europe: The Industry and Artistry of East Central European Film*. London 2003.

4 GHODSEE, Kristen: Rethinking State Socialist Mass Women's Organizations: The Committee of the Bulgarian Women's Movement and the United Nations Decade for Women, 1975–1985. In: *Journal of Women's History* 24 (2012) 4, S. 68.

5 LEMKE, Jay: *Textual Politics: Discourse and Social Dynamics*. London 1995, S. 24–25.

6 WASMUTH, Verena: *Tschechische Glas-*

kunst. Ausstellungswesen und Export in der sozialistischen »Kulturdiplomatie« der 1950er bis 1970er Jahre. In: *Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten*. Hg. v. Michaela MAREK u.a. Essen 2010, S. 481–509. – HARDER, Jeannine: *Zwischen Annäherung und Abgrenzung. Polnische Plakatkunst in ihrem internationalen Kontext 1948–1968*. Laufendes Promotionsprojekt an der Universität Leipzig.

7 Péter FITZ zit. nach BÁN, András: *Textilművészet 1977–84 között [Textilkunst zwischen 1977–84]*. In: *Szombathelyi Textilbiennálék 1970–2000*. Szombathely 2002, S. 30.

8 WENGER, Etienne: *Communities of Practice: Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge 1998, S. 45.

STEPHAN KRAUSE

Auf den ungarischen Spuren Richard Wagners

János Térey's Dramentetralogie *Der Nibelungen-Wohnpark* (2004)

Den zeitgenössischen ungarischen Dichter János Térey, geboren 1970 in Debrecen, anhand seiner Texte als größten Wagnerianer der ungarischen Gegenwartsliteratur zu identifizieren, ginge sicher nicht zu weit. Zwar stellt dies die deutliche Heraushebung vor allem eines thematischen wie stofflichen Problems in Térey's Werk dar, doch lässt sich hierbei angesichts mehrfach vorhandener, offen gesetzter Bezüge nur schwerlich von einer unzulässigen Überbetonung eines allenfalls latent oder gar nur klandestin auffindbaren Aspektes sprechen. In Térey's Gedichten, zum Beispiel in *Siegfrieds Rheinfahrt* (Siegfried rajnai utazása, 2006) oder auch in *Ich war Sponsor von James Ensor, ich unterstützte die edle Bedrückung* (James Ensor szponzora voltam, támogattam a nemes szorongást, 2013) bieten sich genauso Zusammenhänge mit Wagners Opernschaffen, wie in seinen Versromanen *Paulus* (2002) und *Protokoll* (2010) – zu schweigen von Térey's (bisher) umfänglichstem und ambitioniertestem Drama: der Tetralogie *Der Nibelungen-Wohnpark* (A Nibelung-lakópark, 2004). ^{Abb. 1} Die bei Térey identifizierte Vorliebe für Wagners Kunst mag als belastbares interpretatorisches Indiz erscheinen. Doch aus der Beständigkeit eines individuellen Kunstgeschmacks (und dem daran geknüpften persönlichen Geschmacksurteil) eine Möglichkeit des Zugriffs auf Térey's Texte – und insbesondere die literarische Wagner-Rezeption darin – abzuleiten, muss zu einem Sich-Vergreifen werden, das nur mehr zur Bestätigung eines biographisch fundierten Präjudizes hinreicht. Fruchtbarer hingegen ist es, anhand der Térey'schen Texte die Frage nach den Varianten der Verarbeitung, der Umarbeitung und -wertung von Wagner-Stoffen, -Themen, -Figuren und -Konstellationen zu stellen und dabei nicht zuletzt die auffällig

kunstvolle Wagnersche Sprache einzubeziehen, die dessen Libretti insgesamt und allen voran *Der Ring des Nibelungen* kennzeichnet.

So wird ein eher generell aufzufassender Begriff von Wagners Kunst und ihren Spezifika in Térey's Versroman *Paulus* verwendet. Selbstreferenziell (be-) schreibt sich dieser als »Wagnerisches Großmaß«¹.

In der Anspielung auf Thematik und Umfang von Wagner-Opern sowie das Gesamtkunstwerk-konzept ist hier eine durch den Wagner-Bezug mitgeteilte distanzierte Geste enthalten. Denn die Deskription des *Paulus*-Textes wird durch diesen selbst nur bedingt eingelöst, der sich eher anderer Referenztexte bedient (etwa Aleksandr Puškins *Evgenij Onegin* oder Dantes *Divina Commedia*) und in dem jenes »Großmaß« seltsam indefinit bleibt. Die Anspielung fungiert damit eher als Chiffre, die als Versatzstück auf das Dispositiv der Wagner-Rezeption verweist.

János Térey's große Dramentetralogie *Der Nibelungen-Wohnpark* transponiert den bei Richard Wagner in der Operntetralogie *Der Ring des Nibelungen* erzählten Mythos in die Welt des Großkapitals zu Beginn des Jahrtausends. Die Prägung der Térey'schen Stoffwahl und seines Textes durch Wagner ist un-

STEPHAN KRAUSE wurde 2008 mit *Topographien des Unvollendbaren. Franz Fühmanns Schreiben und das Bergwerk* promoviert. Er arbeitet als Hungarologe in der Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung«. Gemeinsam mit Friederike Partzsch hat er 2012 den Band *Die Mauer wurde wie nebenbei eingerissen. Zur Literatur in Deutschland und Mitteleuropa nach 1989/90* herausgegeben. Aus Anlass des 200. Geburtstages des Leipzigers Richard Wagner übernahm er 2013 die Organisation der GWZO-Ringvorlesung *richardwagner200 – »ostwärts / streicht das Schiff«*.



Abb. 1 verkennbar. Nicht nur weist der Bucheinband, Untertitel – *Phantasie auf den Spuren Richard Wagners* (Fantázia Richard Wagner nyomán) – einen solchen Zusammenhang aus, sondern auch der Text enthält

zahlreiche Versatzstücke aus dem Wagnerschen *opus magnum*. Der Untertitel trägt nach Gérard Genette bereits merklich zu einer thematischen wie auch inhaltlichen Zuordnung bei: »[...] le sous-titre sert fréquemment, aujourd’hui, à indiquer plus littéralement le thème évoqué symboliquement ou cryptiquement par le titre.«²

Verweist der Haupttitel zunächst auf den Nibelungenstoff, so präzisiert der Untertitel den direkten Bezug zum Wagnerschen *Ring* und zeichnet Téreys gesamte Tetralogie als »Phantasie« aus. Zwar ist nach Genette im Untertitel zumeist auch eine Genrezuordnung zu finden, doch lässt sich die in »Phantasie« schlechterdings nicht feststellen. Mit diesem

paratextuellen Hinweis geht es daher vielmehr um die Relation zwischen dem Text des Dramas und der außertextuellen Realität und um die im Drama erschaffene Wirklichkeit. Darüber hinaus erweist sich *Der Nibelungen-Wohnpark* bereits auf diese Weise als vollends eigenständiger Text, dem nicht durch eine Beschreibung als Hypertext zum *Ring* beizukommen ist. Durch diesen Schritt wäre die Festlegung eines absoluten Vorgängertextes vorgenommen, so dass Téreys Drama schlicht aus dem *Ring* ableitbar wäre und nur mehr einzelne Merkmale zu neuer Anordnung gruppierte. Téreys Tetralogie enthält zwar enge Bezüge zum *Ring*, setzt sich jedoch ästhetisch und poetisch deutlich davon ab. Sie affirmiert Geltung und Status von Wagners Musikdrama und bleibt doch in kritischer, zum Teil ironischer Distanz dazu. Der Text funktioniert ästhetisch und insbesondere auch literarisch für sich, changiert zwischen pointiert aufgerufenener Nähe zu Wagner und der – beinahe unweigerlich subversiven – Distanzierung vom *Ring* und seinem Personal.

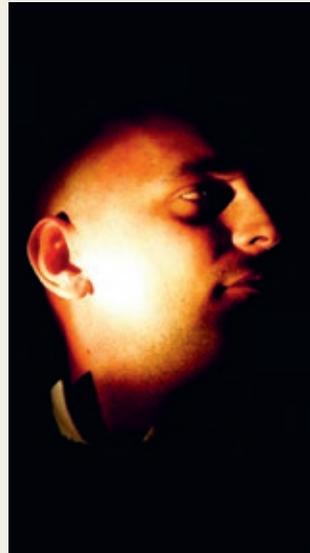
In der ersten Szene von *Der Nibelungen-Wohnpark* unterhalten sich die drei Nornen. Urd, die Norn der Vergangenheit, fragt ihre Schwester: »Verdandi, sag, welch Licht fällt auf welche Landschaft?« (Verdandi, mondd, miféle fény hull miféle tájra?).³ Mit diesem Vers wird beinahe wörtlich aus Wagners *Götterdämmerung* zitiert, die mit der Nornen-Szene beginnt: »1. Norn: Welch Licht leuchtet dort?«⁴ Hier geht es bei Wagner wie bei Térey um das Licht, bei Wagner um die Dämmerung – »2. Norn: Dämmert der Tag schon auf?«⁵ – und um das Feuer, das den Brünnhildenfelsen auf Wotans Befehl hin umgibt.

Bei Térey hingegen geht es vielmehr um das künstliche Licht von zahlreichen Bildschirmen, die im Studio des Nachrichtensenders Norna Network stehen, wo die Szene spielt. Überall flimmert das nächtlich erleuchtete und medial vervielfältigte Panorama von Worms, dem fiktiven Schauplatz des Dramas. **Abb. 2–4** Die Übertragungen auf den Bildschirmen lassen Worms somit in einer zweiten beziehungsweise anderen Wirklichkeit erscheinen. All dies wird durch die Bühnenanweisungen vermittelt, die zugleich einen möglichen gesellschaftlichen Hintergrund des Stücks erkennbar werden lassen. Dennoch scheint es, als solle die Bühne gegenüber den Stadtansichten auf den Bildschirmen eher in den Hintergrund treten.

Abb. 2 (links) Guttrune und Brünnhilde, Szene aus *Siegfrieds Hochzeit*, 2004 Budavári Sziklakórház (Felsenkrankenhaus unter der Budaer Burg)



Abb. 3 (rechts) Roland Rába als Hagen, 2004 Budavári Sziklakórház (Felsenkrankenhaus unter der Budaer Burg)



Die Bilder dort freilich zeigen ein fiktives Worms, das mit seinen Wolkenkratzern – wie Térey an anderer Stelle schreibt – eher an Berlin, Frankfurt am Main oder auch New York erinnern soll. Die Tetralogie spielt somit in einer Rheinmetropole, die nur mehr als (mediale) Projektion auf den Bildschirmen des Nachrichtenstudios gegenwärtig ist. Zu ihr gehört darüber hinaus das mythisch-phantastische Walhall, in das Worms laut Verdandi durch die Straßenbeleuchtung verwandelt wird: »Aus Worms Walhall zaubert die Straßenbeleuchtung.« (Wormsból Walhallt varázsol a közvilágítás).⁶

Der Vers lässt sich im Text auch als Markierung der Schwelle hin zu einer fiktionalen Welt auffassen sowie als Zeichen für die Differenz zwischen dem Wagnerschen Musikdrama und Téreys *Der Nibelungen-Wohnpark*, wo Walhall nur noch als Zaubergespinnst erscheint. Es wird als trüber Abglanz des mythischen Ortes bei Wagner dargestellt, wohin die im Kampf gefallenen Helden gebracht werden. Die Erwähnung von Walhall deutet auf eine Szene aus *Das Rheingold*, wo die Götter über eine Regenbogenbrücke nach Walhall ziehen, das ihnen die Riesen Fasolt und Fafner auf Bestellung Wotans erbaut hatten:

»DONNER und FROH werden sichtbar: von ihren Füßen aus zieht sich, mit blendendem Leuchten, eine Regenbogenbrücke über das Tal hinüber bis zur Burg, die jetzt, von der Abendsonne beschienen, in hellstem Glanze erstrahlt.«⁷

Die dreifache Erwähnung des Lichts verweist auf die Götter als Lichtalben. Hiermit verbindet sich der Beginn von Téreys Tetralogie durch die – freilich säkularisierte – Verwendung der Lichtmetaphorik, die in *Der Nibelungen-Wohnpark* als alltägliche Beleuchtung des öffentlichen Raumes erscheint, die nur noch für Projektionen geeignet ist. Walhall aber ist unerreichbar und mit Téreys Worms gerade noch durch dieselbe Initialmajuskel verwandt. Bei Térey ist die große Zeit der Götter Vergangenheit, wie dies bei Wagner zu Beginn der *Götterdämmerung* in der Nornen-Szene der Fall ist. Walhall glänzt nicht mehr; Wotan sitzt nurmehr dumpf wartend in seiner Burg:

*Es ragt die Burg,
von Riesen gebaut:
mit der Götter und Helden
heiliger Sippe
sitzt dort Wotan im Saal.
Gehauner Scheite
hohe Schicht
ragt zu Hauf'
rings um die Halle:
die Welt-Esche war dies sonst!
Brennt das Holz
heilig brünstig und hell,
sengt die Glut
sehrend den glänzenden Saal
der ewigen Götter Ende
dämmert ewig da auf. –⁸*



Abb. 4 Brünnhilde und Gunther mit maskiertem Siegfried, Szene aus *Rheinpark*, 2004 Budavári Sziklakórház (Felsenkrankenhaus unter der Budaer Burg)



Das nahe »Weltenende«, das am Schluss auf der Bühne vorgeführt wird, kündigt sich in der Fällung der Weltesche an. Wagner plante bereits um 1850, den *Ring* mit dem Abbrennen der Bühne und der Vernichtung der Partitur enden zu lassen. Doch das von ihm komponierte Ende zeigt eigentlich nicht die absolute Katastrophe, sondern eine Art Reinigung sowie den (dialektischen) Hinweis auf einen Neubeginn. Denn im Orchester erklingt ein Motiv, das schon in *Die Walküre* zu hören ist, als Brünnhilde Sieglinde prophezeit, dass diese ein Kind gebären wird.

Nachdem Hagen seine Feinde durch mehrfachen Mord beseitigt hat, schließlich selbst durch Gutrunes Hand gestorben ist und Worms in Schutt und Asche liegt, treten in Téreys Tetralogie erneut die Nornen-Reporterinnen auf. Vor der Kulisse des eingestürzten Turmhochhauses der Wälsung Werke, den Trümmern des Stadtzentrums – die Bilder erinnern nicht zufällig an den 11. September 2001 in New York – führen sie ein Gespräch mit dem Bürgermeister und dem Polizeipräsidenten von Worms. Die Worte aller Beteiligten erinnern dabei an berichtartige Notizen, mit denen sie die Geschehnisse kommentieren und deuten:

Von jetzt an

Schreiben wir hier eine neue Zeit, am ungereinigten Trauerbeflorten Tatort,

Wo zum Ende kam in einem langen Augenblick

Die überfrohe Gegenwart.

Mostantól új / Időt számítunk itt, a fölmosatlan, / Gyászfátylas tetthelyén, / Hol végetért egy hosszú pillanatban / A túlvidám jelen.⁹

Verdandis Kommentar erscheint wie der eines Außenstehenden, der seine Distanz zu dem Geschehen auf der Bühne deutlich macht. Noch bevor der Vorhang fällt, werden mit dem Text der Nornen geschichtsphilosophische wie rezeptionsgeschichtliche Deutungsmöglichkeiten aufgerufen, die dem Dramentext eingeschrieben sind. Der von Verdandi erwähnte »lange Augenblick« thematisiert über die Handlung hinaus auch die Zeitlichkeit der dramatischen Handlung beziehungsweise lässt sich auf die Katastrophenbilder beziehen, die auf den allenthalben sichtbaren Bildschirmen erscheinen. So zeigt sich, dass es die beinahe endlose mediale Wiederholung dieser Bilder ist, die eigentlich den Eindruck jenes »langen Augenblickes« erzeugt und noch auf die Augenzeugen in dieser Weise rückwirkt. Zudem mögen Verdandis Worte auf die absolute Gegenwart verweisen, die die theatrale Performanz der Aufführung darstellt – und die sich in Wagners früher Aufführungskonzeption wiederfindet. Darin drückt sich weiterhin der Glaube der Politik (oder des Politikers) aus, eine Beherrschbarkeit der Gegenwart und des Gegenwärtigen oder zumindest eine Benennung der Ereignisse sei grundsätzlich möglich. Denn die (dort geübte) Benennung einer neuen Epoche setzt den Bruch gegenüber Vergangenheit und Zukunft ab-

solut und lässt dessen geschichtliche Einordnung und Bewertung als Substanz der Ereignisse erscheinen. Verdandi aber wirft dennoch metaphorisch die Frage nach den tiefer liegenden Strukturen auf: »Wo ziehen sich die Bruchlinien hin, / An deren Verlauf die Weltordnung zerbricht?« (Hol húzodnak a törésvonalak, / Melyek mentén megroppan a világrend?).¹⁰

Die geologische Metapher, mit der die Vorstellung von Geschehen und Geschichte ausgedrückt wird, zeigt an, dass der Bruch in der – historischen wie geologischen – Formation selbst bereits als deren Charakteristikum enthalten ist und nicht allein durch ein erst zu ihm hinführendes Geschehen bedingt wird. Diese Bruchlinie aber bleibt freilich als sie selbst unerkennbar und wird erst im Moment des Bruches offenbar. Worin dieser »Bruch« jeweils konkret besteht, bleibt freilich offen. Wagners Operntetralogie und Téreys Drama laufen auf die Dystopie einer Weltenkatastrophe hinaus, zeigen auf der Grundlage mythischer Strukturen das Zerbrechen von Macht (und der Mächtigen), die sich an ihrer Geschichtlichkeit als Machtgrundlage berauschten, in die jene Bruchlinien eingezeichnet sind. So enthält der geschichtssophische Ansatz von Wagner gleich den zweifachen Sündenfall: Wotan bricht aus der Weltesche seinen Speer heraus, in den er die Verträge, Grundlage seiner Macht, einritz; Alberich raubt das Rheingold aus dem von den Rheintöchtern behüteten Riff und schmiedet daraus Ring und Tarnhelm, Symbole

seiner Macht. Diese zweifache tiefe Verletzung der Natur geht bei Wagner dem Geschehen voran, das zum Weltenende am Schluss der *Götterdämmerung* führt. Alberich und Hagen nehmen darauf parallel zu Wotans Vertragsordnung durch ihr ökonomisches und autoritativ-politisches Handeln starken Einfluss und erlangen beinahe den Ring. Wotans Speer zerbricht an Siegfrieds Schwert, sein Einfluss schwindet; erst nach dem Tode Siegfrieds und dem Verbrennen seines Leichnams auf dem Scheiterhaufen kann Brünnhilde den Rheintöchtern den verfluchten Ring zurückgeben.

Bei Térey wird der Schluss der Tetralogie eher in dem Gespräch zwischen den drei Nornen, dem Bürgermeister und dem Polizeipräsidenten mitgeteilt. Somit ergibt sich dort nicht die Erlösung wie bei Wagner, sondern wird die (politische) Verwaltung der Weltenkatastrophe vorgeführt, was sich noch als sarkastische Darstellung der »Management-Ideologie« des 21. Jahrhunderts lesen lässt. Auch anhand dieses Moments lässt sich die Zeitgenossenschaft von Téreys Drama erkennen, das effektiv auf Wagner und dessen *Arbeit am Mythos* zurückgreift. So wird *Der Nibelungen-Wohnpark* durch die Unhintergebarkeit des mythischen Narrativs mitbestimmt, das Teil der Fortschreibung von Wagners *Ring*-Historie ist, aber eben auch seiner ästhetischen Wirkungsgeschichte. Auf diese Weise ist die Wagner-Rezeption in Téreys Werk nicht nur von Bedeutung, sondern generiert einen wesentlichen Teil der Bedeutung.

1 TÉREY, János: Paulus. Budapest 2007, S. 9. – Soweit nicht anders vermerkt, stammen die Übersetzungen vom Verfasser.

2 GENETTE, Gérard: *Seuils*. Paris 2002, S. 89.

3 TÉREY, János: *A Nibelung-lakópark*. Fantázia Richard Wagner nyomán [Der Nibelungen-Wohnpark. Phantasie

auf den Spuren Richard Wagners]. Budapest 2004, S. 11.

4 WAGNER, Richard: *Der Ring des Nibelungen*. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Hg. und kommentiert v. Egon Voss. Stuttgart 2009, S. 325.

5 Ebd.

6 TÉREY: *A Nibelung-lakópark* (wie Anm. 3), S. 11.

7 WAGNER: *Der Ring des Nibelungen* (wie Anm. 4), S. 95 (Bühnenanweisung).

8 Ebd., S. 328.

9 TÉREY: *A Nibelung-lakópark* (wie Anm. 3), S. 435.

10 Ebd., S. 438.

Reinhart Koselleck, der politische Totenkult und Polen

Erinnerungen an einen Erinnerungstheoretiker

STEFAN TROEBST



Wie wenige sind Theoretiker der Erinnerung zugleich Objekte der von ihnen analysierten Praxis. Sie leben fort in der Erinnerung: ihrer Adepten, ihrer Bewunderer und Kritiker. Aber auch in Bildern. Reinhart Koselleck etwa in denen der Photographin Isolde Ohlbaum, von der die hier versammelten Momentaufnahmen stammen.

Den 2006 verstorbenen deutschen Historiker Reinhart Koselleck, zuletzt Professor in Bielefeld für Theorie der Geschichte, an einer polnischen Universität vorzustellen, hieße Eulen nach Athen tragen, zumal auf einem Symposium mit Professor Hubert Orłowski aus Posen, der Koselleck in Polen bekannt gemacht hat, und Doktor Carsten Dutt aus Heidelberg, Herausgeber einer Sammlung Koselleckscher Beiträge zu Geschichtstheorie und -politik, welche die maßgeblich auf Koselleck zurückgehenden Innovationen der Begriffsgeschichte – *Conceptual History* auf Englisch, *Historia Pojęć* auf Polnisch – aus unterschiedlichen Blickwinkeln vorstellen werden.



Ich will vielmehr zwei Bemerkungen zum Thema vorausschicken, die, wenn überhaupt, erst allmählich ins Bewusstsein von *academic community* und interessierter Öffentlichkeit dringen, nämlich zum einen Kosellecks Bedeutung für die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung und zum anderen die Verbindungen und Bezüge des 1923 in Görlitz Geborenen zu Niederschlesien, Breslau und Polen, vor allem aber zur polnischen Geschichte und Erinnerungskultur.

Reinhart Koselleck hat lange vor Beginn des weiter anhaltenden Memory-Booms in den Kulturwissenschaften grundlegende Überlegungen zu den Erinnerungskulturen der Europäer angestellt, und das zu einer Zeit also, als dies noch keineswegs *en vogue* war – eher im Gegenteil. Seine Analysen zu *Kriegerdenkmälern als Identitätsstiftungen der Überlebenden* – so die Überschrift eines Aufsatzes von ihm aus dem Jahr 1979, zum *Politischen Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne* – so der Titel eines von Michael Jeismann und ihm herausgegebenen und von ihm eingeleiteten Sammelbandes von 1994, oder 2001 zur *Transformation der politischen Totenmale im 20. Jahrhundert*. Letzteres ein großer Essay mit zahlreichen Bildzitate, bestehend überwiegend aus über Jahrzehnte hinweg selbst aufgenommenen Photographien, nehmen vertiefend vieles von dem vorweg, was heute in einer nahezu unüberschaubaren Zahl von Forschungsprojekten, Graduiertenkollegs, Sonder-

forschungsbereichen und anderen großkalibrigen Wissenschaftsinstrumenten zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes und zur Memorialkultur untersucht wird.

Carsten Dutt hat daher in seinem Nachwort zu der von ihm herausgegebenen Koselleckschen Aufsatzsammlung *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, erschienen im vergangenen Jahr, berechtigterweise angeregt, die verstreut und teilweise entlegen veröffentlichten wie die unveröffentlichten politisch-ikonologischen Forschungsarbeiten Kosellecks gesammelt zu edieren:

»Mit Gewissheit entspreche ich Reinhart Kosellecks Plänen [...] darin, die Publikation seiner Studien zur politischen Ikonologie einem gesonderten Band zu überlassen. Koselleck arbeitete in seinen letzten Lebensjahren intensiv daran, seine einschlägigen Veröffentlichungen und hinzugehörige, noch unpublizierte Studien in die Form einer Monographie umzuschmelzen. Es ist zu wünschen, dass das dabei entstandene Konvolut in nicht allzu ferner Zukunft sachkundig ediert wird, um für die literarische Sichtbarkeit dieser neben den Arbeiten zur Historik, zur Theorie und Praxis der Begriffsgeschichte, zur Struktur und Sozialhistorie vierten Säule des Koselleckschen Lebenswerks zu sorgen.«



Diesem Wunsch kann man sich nur emphatisch anschließen. Ein solcher Band müsste auch Kosellecks Aufsatz *Gebrochene Erinnerung? Deutsche und polnische Vergangenheiten* enthalten, der im *Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 2000* erschien und der auf seinen Auftaktvortrag zur Frühjahrstagung der Akademie zurückging, die vom 30. März bis zum 1. April 2000 im Internationalen Kulturzentrum in Krakau stattfand. Der Einleitungsabsatz des Koselleckschen Textes lautet:

»Ich spreche als Historiker. Aber trotz meines polnischen Namens bin ich kein Spezialist deutsch-polnischer Geschichte. Eine kurze Geschichte aus meiner Familie darf ich dennoch vorausschicken. In der nationalsozialistischen Zeit wurden wir in Schlesien aufgefordert, unseren Namen zu germanisieren, was unsere Familie abgelehnt hat. Aber nicht etwa weil wir Polen, sondern weil wir Deutsche waren. Wir wollten nicht identifiziert werden mit jenen Nationalsozialisten, die uns die Germanisierung unseres Namens angesonnen hatten. Daraus erhellt, wie kompliziert es ist, wenn man sich einmal auf die Namensgebung einlässt, die zwischen unseren Nationen eine Fülle von gegenseitigen Zumutungen, Verwechslungen, Vermischungen, Vertauschungen, Verdächtigungen, Umbenennungen zur Folge gehabt hat – eine Kette verquerer Konflikte unserer Völker.«

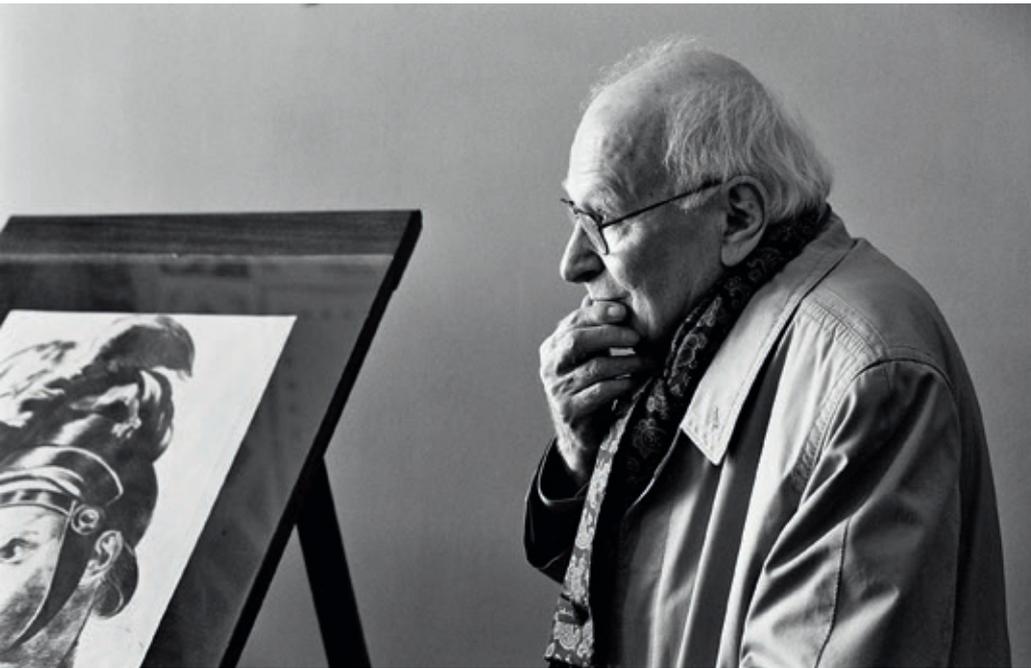


Die Photographien stammen aus dem Archiv von **ISOLDE OHLBAUM**, die Reinhart Koselleck unter anderem auf Reisen nach Sankt Petersburg (2004) und Krakau (2000) begleitet hat. Seine Gesprächspartner auf den Abbildungen sind Bernd Buch, Peter Eisenberg und Norbert Miller. Seit ihrer Ausbildung an der Bayerischen Staatslehranstalt für Photographie München ist Isolde Ohlbaum freiberuflich tätig für Verlage, Zeitungen und Zeitschriften. Zu ihren jüngsten Bildbänden zählen *Der Mensch möchte Fisch sein* (2011), *Auswärtsspiele. Autoren unterwegs* (2009) und *Bilder des literarischen Lebens* (2008).

Realhistorischer Hintergrund ist die Entlassung des am Gymnasium zum Heiligen Geist in Breslau tätigen Vaters 1933 aus dem Staatsdienst, in den er allerdings 1937 wieder aufgenommen wurde. In diesem Vortrag gibt sich Koselleck als ebenso intimer wie kritischer Kenner der Geschichte Polens zu erkennen – vom Mittelalter über Adelsrepublik und Teilungszeit bis zu Marschall Piłsudski, zur Zweiten Polnischen Republik der Zwischenkriegszeit und zum deutschen Besatzungsterror im Zweiten Weltkrieg. Als Symbol für die im Vortragstitel genannten »gebrochenen Erinnerungen« von Polen, Deutschen und Juden, die wechselseitig nicht kompatibel sind, steht für ihn der Holocaust, gleichsam personifiziert in der Breslauerin Edith Stein, die, so Koselleck, »als Jüdin und Christin« ermordet wurde, wohingegen er als Monument einer »geteilten Erinnerung« an »deutsche und polnische Vergangenheiten, die einander ausschließen, aber auch zusammenführen mögen«, das 1910, zur 500jährigen Wiederkehr der Schlacht von Tannenberg/Grunwald errichtete Krakauer Denkmal nennt. Und dies nicht obwohl, sondern weil ihm zufolge die multiethnischen Kollektive von Kreuzrittern und den Truppen König Władysław II. Jagiełło einerseits sowie heutigen Deutschen und Polen andererseits in den Geschichtspolitikern der Gegenwart in eine nationale Kontinuität gestellt werden.

Ob Kosellecks Interesse an Polen und seiner Geschichte in seine Görlitzer und Breslauer Kindheit und Jugend zurück reicht, kann lediglich vermutet werden. Eine Biographie liegt nicht vor und Autobiographisches aus dem Nachlass ist – noch? – nicht ediert. Und ein »Text über seine familiären Beziehungen zu einer Heimat am östlichen Rande des ehemaligen Deutschen Reiches«, den er 2006 für die Zeitschrift *Borussia* in Olsztyn schreiben wollte, ist wohl unvollendet geblieben. Wir wissen aber, dass er, der sich 1941 freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatte, am 1. Mai 1945 bei Oderberg in Mähren in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten und von dort am 9. Mai »nach Auschwitz gebracht worden [war], wo die Kriegsgefangenen die Industrieanlagen abzubauen hatten und nun in jenen Baracken lebten, in denen zuvor die Juden zu überleben versuchten«. Von Auschwitz aus kam er in ein Lager im sowjetischen Karaganda, heute in Kasachstan, aus dem er im Herbst 1946 in die US-amerikanische Besatzungszone Deutschlands entlassen wurde.

Und wir wissen, dass er später mehrfach Polen besucht hat. So hielt er etwa 1997 am neu gegründeten Deutschen Historischen Institut in Warschau einen stark beziehungsgeschichtlich angelegten Vortrag über *Föderale Strukturen und Nationsbildung in Deutschland*, in dessen Anschluss er eine längere Rundreise zu polnischen Gedenkstätten und Museen unternahm.



STEFAN TROEBST ist Professor für Kulturstudien Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig und Stellv. Direktor des GWZO. Er hielt das hier abgedruckte Grußwort zum Ersten Reinhart-Koselleck-Symposium des Willy-Brandt-Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław am 5. Dezember 2011. Zuletzt erschien von ihm im Franz-Steiner-Verlag *Erinnerungskultur – Kulturgeschichte – Geschichtsregion. Ostmitteleuropa in Europa* (2013).

Und von einer Reise in die niederschlesische Heimat bereits Ende der 1950er Jahre berichtete sein ehemaliger Assistent Michael Jeismann, der im Spätherbst 2005 – wenige Wochen vor Kosellecks Tod – gemeinsam mit ihm die Ausstellung *Flucht, Vertreibung, Integration* im Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland besuchte:

»Und plötzlich erinnert sich Reinhart Koselleck einer Szene, die er auf der Schneekoppe 1959 erlebte, und er kann die Tränen kaum zurückhalten. Da kamen zwei polnische Jungen in einem Berggasthof auf ihn zu und reichten ihm im Auftrag ihrer Mutter die Hand zum Gruß. Die polnische Frau hatte erfahren, dass der Besucher aus Deutschland in seiner eigenen Kindheit hier oft selbst seine Ferien verbrachte.«

So erkennbar auch und gerade in Polen mittlerweile der Niederschlag des Wirkens Kosellecks als Propagandist, gar Demiurg der historischen Teildisziplin Begriffsgeschichte ist, so wenig ist noch immer über ihn als Protagonist und Analyst polnisch-deutscher Beziehungsgeschichte bekannt.

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

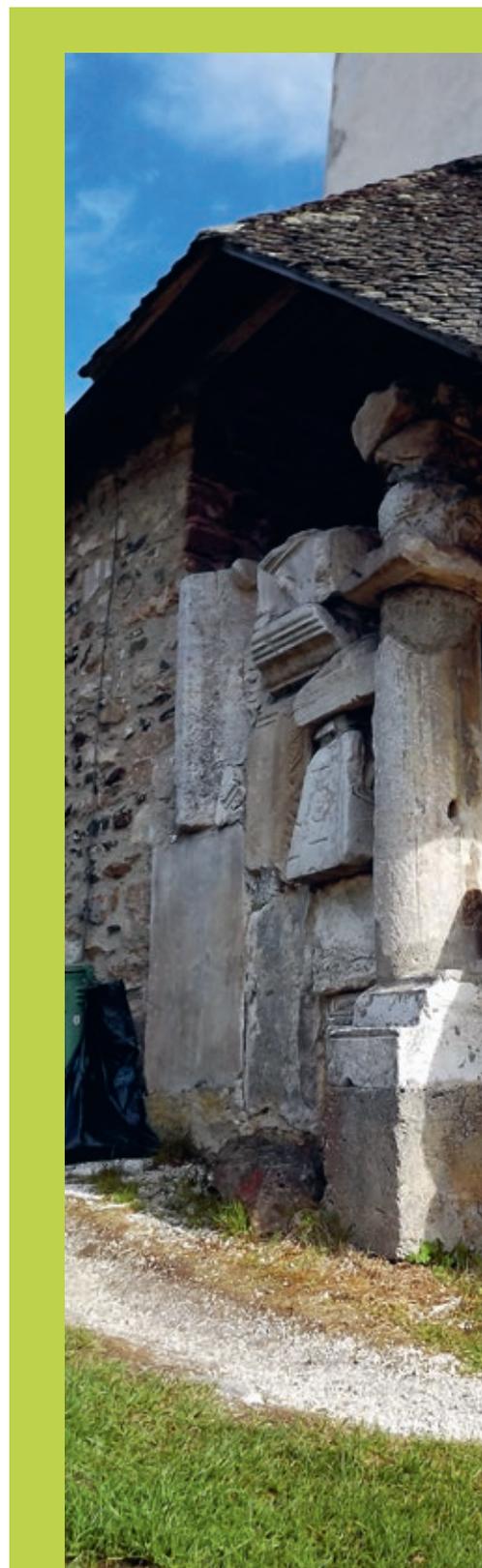
Ein »malerisches« Lapidarium in Karnburg

CHRISTIAN FORSTER
wandelt auf den Spuren von Restauration
und Renovierung

Nördlich von Klagenfurt liegt auf einer Geländestufe in der Ebene des Zollfelds der Ort Karnburg. Wer von St. Veit nach Klagenfurt fährt, sieht die Karnburger Pfarrkirche St. Peter und Paul auf der einen Seite des Glan-Tales und die Marienkirche von Maria Saal auf der anderen. Flussaufwärts befand sich in römischer Zeit Virunum, die Hauptstadt der Provinz Noricum. Noch ein Stück weiter nördlich erhebt sich der Magdalensberg, an dessen Hang eine noch von den Kelten gegründete Stadtsiedlung ergraben wurde. Geschichtsträchtiger Boden also.

Nachdem Virunum im 5. Jahrhundert aufgegeben worden war, lieferten seine Ruinen noch Jahrhunderte lang das Baumaterial für alles, was in der Umgegend aus Stein errichtet wurde. Und da mittelalterliche Werkleute die Steine nicht einfach wegwarfen, sondern mit ein paar Hieben die Spitzfläche umformten, so dass sie immer noch für Fundamente und Bruchsteinmauerwerk taugten, wurden römische Fragmente solange verbaut, bis das archäologische Interesse an ihnen erwachte. Nicht alle Römersteine waren für eine Wiederverwendung zerschlagen oder zur Gewinnung von Mörtelkalk verbrannt worden. Einige nutzte man mehr oder weniger so, wie sie waren: In Maria Saal wird das Weihwasserbecken von einer Säulenbasis und einem Kapitell gestützt. Die Gebeine des Missionsbischofs Modestus ruhen in einem strigilierten Kindersarkophag. Er wurde wahrscheinlich von einer der Gräberstraßen außerhalb der Stadt entwendet. Nicht zuletzt stammt ein für die Landesgeschichte besonders bedeutsames Objekt aus Virunum: der Fürstenstein. Auf dieser umgedrehten attischen Säulenbasis mit kanneliertem Schaftansatz wurden bis 1414 die Herzöge Kärntens inthronisiert.

Die Karnburger Pfarrkirche hat an der Nordseite des Turms einen Aufgang zur Orgelempore. Von bemerkenswerter Gestalt ist die Treppenwange. Was im ersten Moment nach einem pragmatischen Einsatz römischer Spolien aussieht, eine lose Zusammenfügung von Altarsteinen, Friesen, Gesimsen und einer Säule als Stütze für das Dach, ist tatsächlich ein bewusst gewähltes Arrangement zur Präsentation von Fundstücken. Die Einzelteile waren bei einer Renovierung in den Jahren 1925 und 1928 aus den Mauern der Kirche, der benachbarten Annakapelle und der Sakristei gelöst worden. Was die damals Verantwortlichen mit der Aufstellung der



Spolien bezweckten, lässt sich aus dem Ablauf der Renovierung schließen. Der Anfang war damit gemacht worden, dass man zwei figürlich geschmückte Spolien freilegte. 1928 folgte die Befreiung des Bruchsteinmauerwerkes vom deckenden Putz mit dem Ziel, Feuchtigkeitsschäden zu beseitigen, aber auch eingefügte Antiken zu erfassen. In einem letzten Schritt wurden die solchermaßen entdeckten Spolien ausgebaut und an der Turmaußentreppe zusammengestellt, wo sie der Altertumskunde zur Begutachtung vorliegen. Inkonsequenter-

weise wurden einige Fundstücke auch an der Westseite der Sakristei erneut vermauert, so dass das eigenartige Lapidarium am Treppenaufgang keine geschlossene Sammlung darstellt. Die Präsentation von ursprünglich 29 Fragmenten (drei wurden entwendet) hat etwas vom früheren unbeschwerten Umgang mit Römersteinen und erzeugt im Aufeinanderstapeln verschiedenartiger Werkstücke eine malerische Anordnung, die ihre Kontextlosigkeit noch unterstreicht. Da die Steine ungeachtet ihrer wissenschaftlichen Bedeutung auch einen baulichen Zweck erfüllen – sie bilden die Wange des Treppenaufganges und stützen dessen Dach –, sind sie ein weiteres Mal wie Spolien behandelt worden. Es steht der modernen Vorstellung musealer Präsentation diametral entgegen, wenn aus römischen Werkstücken etwas Neues errichtet wird. Gerade weil die Konstruktion in Karnburg so improvisiert daherkommt, steht sie in der Tradition stimmungsvoller Stapelung. Hier wirken noch ruinenromantische Vorstellungen des 19. Jahrhunderts nach.

Noch um 1900 wurden in vielen Museen Architekturfragmente, die meist aus archäologischen Grabungen, Sicherungs- oder Abrissmaßnahmen stammten, zu Stilleben arrangiert. Erläuterungen für den Besucher waren spärlich. Heute folgt die Aufstellungspraxis bei Lapidariumsbeständen, wenn sie nicht auf Sockel gestellt sind, meist dem Konzept, die ursprüngliche Position der Stücke am Gebäude anzudeuten. Freilich treffen die Museen eine Auswahl, die ästhetischen und didaktischen Überlegungen folgt. In der Regel befindet sich hinter den Kulissen des Publikumsverkehrs ein Lager für die weniger aussagekräftigen Bauteile und die stark fragmentierten Stücke. Sie liegen dort auf dem Boden, auf Paletten oder in Regalen und lassen sich umstandslos und individuell bewegen.

Doch manchmal bietet sich eine pittoreske Präsentation auch heute noch an. In Ercsi (Ertsching) – auf halbem Weg von Budapest nach Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) – wurde 1996 ein Denkmal aus aufeinandergetürmten Architekturfragmenten errichtet, um der Öffentlichkeit wenigstens einige handfeste Belege für die Existenz eines Klosters am Ort vorweisen zu können, die andernfalls nicht ausgestellt wären. Auch eine solche Erinnerungsstele ruft das 19. Jahrhundert ins Gedächtnis, als ansehnlich arrangierte Trümmertürmchen in Mode waren. So hatte der elsässische Industrielle Gustave Dietsch um 1869 in seinem Garten ein »archäologisches Monument« aus dekorativen Bauteilen des Klosters Lièpvre (Leberau) errichten lassen, das im Zuge der Französischen Revolution abgerissen worden war.

CHRISTIAN FORSTER hatte schon in einigen Lapidarien zu tun, zuletzt im Schloss von Legnica (Liegnitz), wo einst mit der Palastkapelle ein bedeutendes Bauwerk höfischer Repräsentation stand. Innerhalb der Projektgruppe »Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas« betreibt er das Teilprojekt »Piasten, Přemysliden, Habsburger: Die Konkurrenz um herrscherliche Repräsentation im sakralen Bereich. Zwischen Karolinger-Rezeption und französisch geprägter Hochgotik«.



Die falsche Octobriana aus dem Underground

oder wie der Versuch scheiterte, dem Westen etwas über die Kultur des Dissens zu erzählen, erläutert CHRISTINE GÖLZ

Im Herbst 1971 wurde die Welt westlich des »Eisernen Vorhanges« von einem ziemlich merkwürdigen Comic-Skandal erschüttert. Im ausgewiesenen anti-kommunistischen Londoner Verlag Tom Stacey war unter dem Titel *Octobriana and the Russian Underground* eine Publikation des tschechoslowakischen Autors Petr Sadecký erschienen – und die Presse tobte über Wochen. »Eine Nackte stürmt den Kreml« titelte der *STERN*, *The Daily Telegraph Magazin* hob Octobriana auf das Titelblatt. Die *Washington Post* brachte ein Interview mit dem Autor. Die Exilzeitschrift *Frankfurtský kurýr* (Frankfurter Kurier) jubilierte, während *Rudé Pravo* (Rotes Recht) von einer »krepiernten Maus« sprach und das tschechoslowakische Fernsehen eine diskreditierende Doku-Sendung zum Buch ausstrahlte. Auch die sowjetische *Literaturnaja gazeta* (Literaturzeitung) reagierte und attackierte anlässlich des Buches die CIA. Sie wollte so gar nicht »Mutter Heimat« in der spärlich bekleideten Octobriana wiedererkennen. In *Svět socialismu* (Welt des Sozialismus) gab Jiří Hečko Schützenhilfe und schrieb:

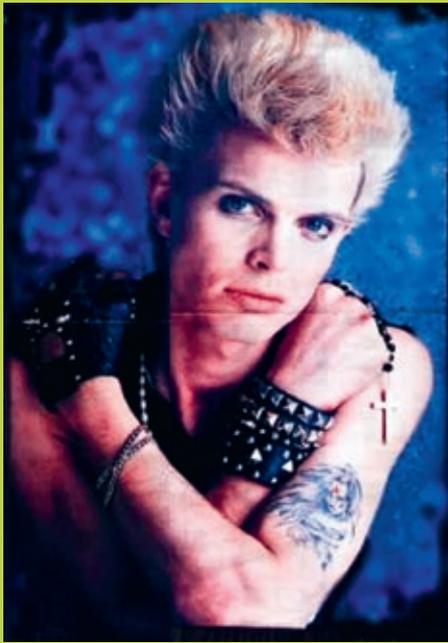
»Keine illustrierte Sexbombe, wie sophisticated sie auch immer sei, wird in den Kreml einbrechen und ihn dominieren. Mag die sogenannte seriöse Westpresse ihr den Pfad in die Welt ebnen mit ihrem unsinnigen Geschwätz, sie sei die Stimme des Protestes gegen ökonomische und allgegenwärtige Unterdrückung der Menschen in der UdSSR. Dabei bringt kein anderes Land in der Welt der Frau, der Mutter, soviel Respekt entgegen, wie es die Sowjetunion tut.«

Die einen spekulierten, ob der KGB hier seine Gegenkultur in den Augen des Westens durch geschmacklose Nacktheit geschickt diskreditieren wollte, die anderen begrüßten die unerwartete Freizügigkeit im östlichen Lager. Wer aber war dieser Autor, dessentwegen hier die kalten Krieger so gegeneinander hetzten? Der 1967 in den Westen gekommene Petr Sadecký war alles andere als ein unbeschriebenes Blatt. Absolvent der FAMU und bezeugter Bewunderer der revolutionären sowjetischen Kunstavantgarde und immer voller unwahrscheinlicher Geschichten hatte





er während seines Militärdienstes bei der Funküberwachung mit dem tschechoslowakischen Geheimdienst zusammengearbeitet und gilt so manchem bis heute als Stasi-Zuträger. Selber wohl eher weniger des Zeichnens mächtig, verband ihn eine enge Freundschaft mit den um eine Generation älteren tschechischen Illustratoren seiner jugendlichen Abenteuerlektüren, mit Bohumil Konečný und Zdeněk Burian. So war er auch in den Besitz von Tausenden ihrer Zeichnungen gekommen, die er bei seiner Flucht mit in den Westen nahm. Allerdings blieb das nicht ohne Folgen für die Freundschaft. 1969 war er auf Veranlassung von Konečný des Raubes und der versuchten Veräußerung an den Bamberger Karl May-Verlag von der deutschen Polizei überführt worden. Die bei ihm aufgefundenen Zeichnungen waren Anfang 1970 ihren Besitzern zurückgegeben worden – allerdings, wie sich herausstellen sollte, längst nicht alle. Sadecký platzierte nun mitten im London des »Kalten Krieges« seine Comicfigur Octobriana, die – und das war das eigentlich skandalöse – das Produkt einer Kiewer Underground-Zelle sein sollte, einer Gruppe, die sich Progressive Politische Pornographie oder PPP nannte.



Doch verging nach Erscheinen des angeblichen Comic keine Woche, bis der Stern-Reporter Nick Barkow die Herkunft Octobrianas aus dem Sowjet-Underground nicht zuletzt aufgrund stilistischer Uneinheitlichkeiten in den Zeichnungen als Fälschung ausgemacht und die eigentlichen Autoren Burian und Konečný aufgespürt hatte. In den 1960er Jahren hatten sie auf Initiative ihres jungen Fans Zeichnungen einer weiblichen James-Bond-Figur angefertigt, die den Namen »Amazona« erhielt. Die Entwürfe hatte ihr *spiritus rector* im Westen zu Geld machen wollen. Da das Geschäft mit den Amazona-Zeichnungen nicht wirklich lief, war Sadecký auf die Idee verfallen, die Heldin kurzerhand zu politisieren. Er hatte ihr einen roten Stern auf die Stirn gemalt – und sie zum anrühigen Produkt einer sowjetischen Underground-Gruppe erklärt. Die noch lange nachhallenden Aufdeckungen zeitigten nun allerdings einen merkwürdigen Effekt, sie verdeckten nämlich, was sie zu entlarven vorgaben. Handelt es sich doch überhaupt nicht um einen Comic, ob nun aus dem Kiewer Underground oder den überhitzten Jung- oder Altherren-Hirnen aus der ČSSR. Aber um was dann?

Schaut man sich das Buch genauer an, was wohl die wenigsten der Rezensenten getan hatten oder – im sozialistischen Lager – tun konnten, lässt sich Folgendes feststellen: Es ist in allererster Linie ein Buch und kein Comic – und zwar eine Mischung aus Fiktion und kulturhistori-

scher Abhandlung, eine Collage aus pseudo-autobiographischen Texten, echten oder gut erfundenen Dokumenten, ziemlich offensichtlich gestelltem Fotomaterial, gestohlenen Illustrationen und phantastischen Geschichten. Der Autor verbindet hier seine angebliche Lebensgeschichte mit kulturgeschichtlichen Abhandlungen: über Personen und Praktiken des sowjetischen Dissens, über Techniken des Sam- und Tamizdat, den romantischen Reiz der revolutionären Kunstavantgarde und ihre Vulgarisierung durch die Doktrin des SozRealismus, über Alltags-, Frauen- und sozialistische Zeitgeschichte. Um von der gerade im Entstehen begriffenen sozialistischen Underground-Kultur zu erzählen, erfindet Sadecký im

fiktionalen Teil seines Buches eine Gruppe von jungen Leuten, die sich vor dem Hintergrund von politischer Zensur, extremer Prüderie und fehlender intellektueller Freiheit zu einer Geheimgesellschaft zusammengeschlossen haben. Über politische Idealisten nach dem 20. Parteitag, neo-buddhistische Kontemplation und eine totale gesellschaftliche Verweigerung, über den Rückzug auf das Allerprivateste, auf den Körper und damit den Sex, wird in diesem Buch fabuliert und über den Versuch, Pornographie als politische Waffe einzusetzen. Dafür erfindet die Gruppe angeblich die Comicfigur »Octobriana«, von der das Buch lediglich einige wenige (geklaute) Bilder und Inhaltsangaben ihrer Abenteuer liefert.

Lässt man also das schreiende Cover und die reißerischen Vermarktungsstrategien des Verlages bei Seite – und liest, dann hat man zwar keinen anrühenden Comic vor sich, dafür aber den immer noch ziemlich spektakulären Versuch, das kulturelle Phänomen eines jugendlichen Underground in den sozialistischen Gesellschaften nicht nur kulturhistorisch und politisch einzuordnen, sondern auch formal zu exemplifizieren.

Sadecký wollte offensichtlich mit der politisierten Sexbombe Octobriana nicht nur im »Kalten Krieg« mitmischen, sondern auch die kapitalistische Konsumgesellschaft austricksen. Doch hat er sich verrechnet, ihm war im Westen kein finanzieller Erfolg vergönnt. Octobriana und ihr roter Stern hingegen wurden zum festen Bestandteil der globalen Popkultur – nicht zuletzt als Tattoo auf der Haut diverser anderer Stars.

CHRISTINE GÖLZ ist Fachkordinatorin für Literaturwissenschaft am GWZO und forscht zu den »etwas anderen Helden« in Film und Literatur Ostmitteleuropas. Mit Alfrun Kliems leitet sie die Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung«. Im Frühjahr 2014 erscheint bei Böhlau der gemeinsam herausgegebene Band *Spielplätze der Verweigerung. Gegenkulturen im östlichen Europa nach 1956*, der Forschungen der Projektgruppe und ihrer Gastwissenschaftler versammelt.

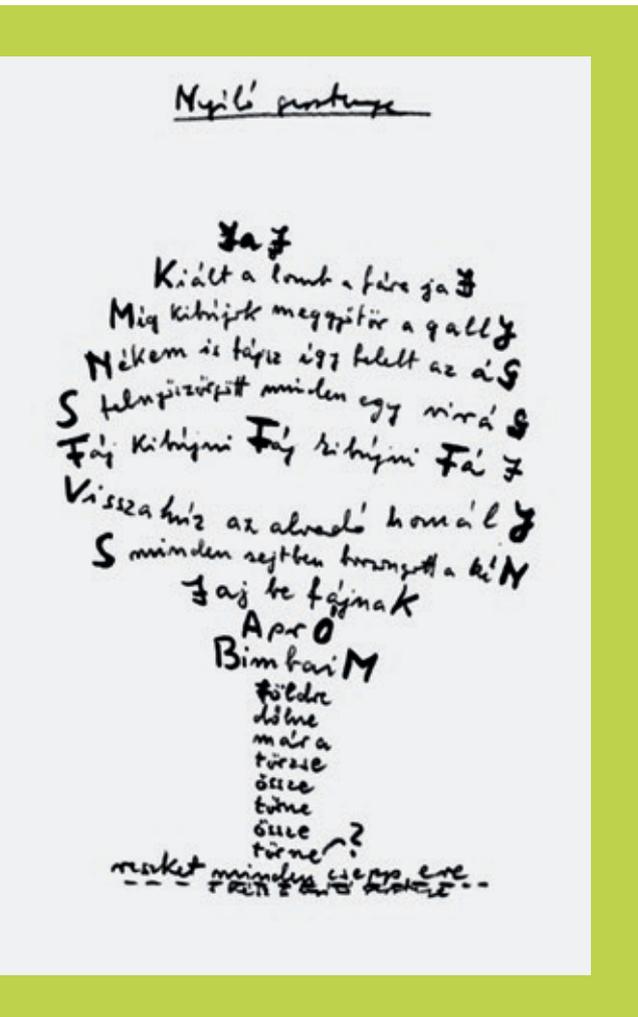
Ein Kastanienbaum aus Buchstaben

VALÉRIA LENGYEL fragt
nach dem Verhältnis zwischen Bild und Text
in *Aufblühende Kastanie* von Ágnes Nemes Nagy

Ist *Aufblühende Kastanie* oder *Nyiló gesztenye* ein Bild oder ein Text? Das Auge erfasst im Nu die stilisierte Form eines Baumes und die lateinischen Buchstaben, mit denen der Baum gezeichnet ist. In einem zweiten Schritt wird der Leser wohl versuchen, die Buchstaben nacheinander als einen zusammenhängenden Text zu verstehen. An diesem Figurengedicht zeigt sich der Unterschied in der Wirkungsweise von visueller und sprachlicher Kunst: Während Gestalt, Kontur und Farbe zumeist ohne kulturelle Grenzen kodierbar sind, muss ein Text in andere Sprachen übersetzt werden, um für alle zugänglich zu werden. Dies trifft in besonderem Maße auf die Lyrik zu, für die auch Versmaß und Reimschema, Klangstruktur und Rhythmus bedeutsam sind, die sich mitunter nur schwer in andere Sprachen und Kulturen übertragen lassen.

Die Buchstaben des Bildes ergeben auf Ungarisch einen versifizierten Text, der inhaltlich mit der Baumkontur in einem Zusammenhang steht. *Aufblühende Kastanie* von Ágnes Nemes Nagy lässt sich als Figurengedicht klassifizieren, bei dem vor allem das Verhältnis von Bild und Text von literaturwissenschaftlichem Interesse ist. Da Figurengedichte seit der Antike geschrieben werden, kann dieser Text zum Beispiel aus historischer Perspektive betrachtet und auf seine Vorfahren bezogen werden, was wiederum Rückschlüsse auf die Modifikationen innerhalb der Gattung zulässt. Ein anderer Zugang wäre die semiotische Analyse nach dem Bild-Text-Verhältnis: Ob und wie die Bedeutung des Bildelementes, der Sprachzeichen und der poetischen Mittel einander ergänzen oder etwa unterlaufen beziehungsweise produktiv kontrastieren.

Der »Sinn« oder die Bedeutung eines Gedichtes funktioniert zumeist mehrschichtig. Das ungarische Original besteht zum Beispiel aus trochäischen Versen, die zusätzlich über Endreime verfügen. Beim (lauten) Lesen des Textes wird nicht nur die inhaltliche Bedeutung der Sätze nachvollziehbar, sondern werden zugleich Reimschema, Rhythmik und Melodik wahrnehmbar, die in diesem Fall ebenso Bedeutung generieren. Die deutsche Rohübersetzung – ohne Berücksichtigung von Metrik und Reim – erfasst also nur einen Bruchteil des Gesamten:



Oh weh,
 Schreit das Laub dem Baume zu oh weh,
 Bis ich aufgehe quält mich der ZweiG,
 Du schmerzt auch mir, so der Ast
 Und jede Blüte seufzte auF,
 Das Aufgehen Schmerz und Schmerzt und SchmerzT
 Zurückzieht mich die Finsternis, die dichter wirD
 Und mit jeder Zelle erschauere ich vor Qual,
 Oh, wie schmerzen micH
 Die kleinsteN
 KnospeN,
 fast
 stürzt
 schon
 der Stamm
 zerbräche
 schon,
 zerbräche
 er?
 Es zittert jedes Äderchen
 Und so blüht die Kastanie auf.

Das Erblühen der Kastanie erfolgt über die personifizierte Rede. Laub und Kastanienblüten beklagen die für sie schmerzhafteste Prozedur der Neugeburt im Frühling. Der tropenreiche Text steckt voller Wehklagen, das den Baum innerlich zu erschüttern scheint.

Besonders auffällig ist der Klagemodus, der auf Ungarisch durch

Wiederholungen noch verstärkt wird: Das Wort *fáj* beziehungsweise »es tut weh« taucht drei Mal im sechsten Vers auf, visuell gesehen mitten in der Laubzone. Die Betonung des Schmer-

zes wird durch die großen Initialen intensiviert. Der Vers enthält zwar keine Satzzeichen, aber *Fáj* könnte jeweils einen neuen Satz markieren, als würde dieses Wort durch den langen Vokal ein sich wiederholendes Stöhnen nachahmen. Die graphische Hervorhebung dieser Wiederholung, die gleichzeitig den einzigen Binnenreim des Gedichtes ausmacht, ist im Textzusammenhang semantisch konstitutiv, nicht wie die Großbuchstaben am Versanfang und -ende, die »nur« den Umriss des Baumschemas markieren. Ein Gefühl von Schmerz wird außerdem in den Eingangsversen durch die überwiegend langen Silben und Vokale imitiert, während die befürchtete Erschütterung des Baumstammes durch die schaukelnde Bewegung der aus einem einzigen Versmaß bestehenden kurzen Verse nachgebildet wird.

Das Gedicht konzentriert sich auf ein anthropologisches Nachempfinden des Aufblühens, das den dominierenden semantischen Teil einnimmt. Währenddessen stellt das Baumschema nur eine ergänzende Illustration zum poetischen Text dar. Nemes Nagy hat dem sprachlich Poetischen seine Dominanz bewahrt. Tradierte Mittel der visuellen Poesie wie arrangierte Buchstabenfolgen, syntaktische Sequenzen, graphische Anordnungen dienen ihr der spielerischen Ergänzung. Sie entschied sich für die klassische Form des Figurengedichtes, das im 20. Jahrhundert ausgedient zu haben scheint. In ihm illustrieren wohlgeformte Sätze ein visuell wahrnehmbares Symbol. Die Präferenzen der Dichterin zeigen sich im Falle von *Aufblühende Kastanie* auch darin, dass Ágnes Nemes Nagy Figurengedichte wie dieses nicht publizierte; sie erschienen erst posthum. Vermutlich waren sie für die Dichterin ein Anlass zum Spiel oder bloßes Hobby wie das Zeichnen, mit dem sie auch nicht an die Öffentlichkeit ging.

Aber wie lässt sich das Gedicht innerhalb des Œuvres von Nemes Nagy verorten? Nemes Nagy liebte Bäume. Dies kommt nicht nur in ihren Interviews zum Ausdruck, sondern auch darin, dass der Baum ein ihr Werk durchgängig prägendes literarisches Motiv ist. Bäume verkörperten für sie Reinheit und Selbstlosigkeit, symbolisierten eine Lebenskraft, die dem Menschen wegen ihrer langen Lebensdauer und ihrer Widerständigkeit gegen alle klimatischen Herausforderungen gewissermaßen überlegen sind. Allerdings spielen diese überlieferten Erwägungen der Dichterin für die literaturwissenschaftliche Analyse ihrer Lyrik allenfalls am Rande eine Rolle. Erst in der tiefgründigen Analyse des Zusammenspiels von Text, Bild, Versschema und Rhythmus zeigt sich der Variationsreichtum der poetischen Baum-Motive – und ihrer Lyrik insgesamt.

Als Literaturwissenschaftlerin und Philosophin arbeitet **VALÉRIA LENGYEL** in der Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung«. Ihre Dissertation schrieb sie über die Poetik des Raumes in der Dichtung von Ágnes Nemes Nagy, unter anderem darüber, wie die räumliche Anordnung des Schriftbildes eine Rolle bei der Interpretation von Gedichten spielt. 2013 erschien der von ihr herausgegebene Sammelband *Konturen der Subjektivität in den Literaturen Ostmitteleuropas im 20. und 21. Jahrhundert*.



Ein türkischer Grabstein im Stadtmuseum von Győr

NEDIM ZAHIROVIĆ geht der Frage nach, ob der geheimnisvolle Grabstein etwa für Clara Laudon gedacht war



Während des letzten Österreichisch-Türkischen Krieges (1788–1791) konnten die kaiserlichen Armeen spektakuläre Erfolge erzielen. Auf ihrem Vormarsch bis nach Niš und Skopje im heutigen Serbien beziehungsweise Mazedonien nahmen die österreichischen Truppen zahlreiche Festungen und Städte ein, von denen freilich die Festung und Stadt Belgrad – wegen ihrer militärischen Bedeutung von den Osmanen als Haus des Krieges (*darü l-cihad*) bezeichnet – die wichtigste war. Belgrad kapitulierte nach kürzerem Widerstand am 8. Oktober 1789 und fiel in die Hände der Eroberer. Graf Ernst Gideon von Laudon, gestorben 1790, der siegreiche Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, entschloss sich bei dem Beutegewinn zu einem ungewöhnlichen Schritt, dem aber ein durchdachter Plan zugrunde lag.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hatte er auf seinem Gut Hadersdorf im Wienerwald den Platz für sein Grab vorbereiten lassen. Im Tiergarten des Schlossparkes – am Fuße des Abhangs des Bürgerspitalwaldes – ebnete man eine kleine Bodenwelle ein, um die ein Kranz von sechs Bäumen gepflanzt wurde. Etwas oberhalb davon ließ Laudon seine Statue aufstellen. Die Statue stellte ihn als einen meditierenden Philosophen dar, der in seiner rechten Hand eine Tafel mit der Inschrift »Meditatio mortis optima philosophia« hält. Allerdings scheint es, dass Laudons Reaktivierung und die Erfolge, die er im Zuge des Krieges als Hauptbefehlshaber der österreichischen Truppen erzielte, zu einer Revision seines ursprünglichen Grabmalskonzeptes führten. Nach der Eroberung der Belgrader Festung befahl er, dass die in der Zitadelle befindlichen Spolien vom Konstantinopler Tor (*Stambol kapisı*) und das Mausoleum des ehemaligen türkischen Kommandanten von Belgrad, Elçi İbrahim Paşa, gestorben 1708, abmontiert und nach Hadersdorf transportiert werden sollten.

Schon im Frühjahr 1790 ließ Laudon in der Nähe des für sein Grab vorgesehenen Platzes einen türkischen Garten anlegen. Der österreichische Historiker Karl Teply hat in seinem Artikel *Die Hadersdorfer Türkensteine. Zugleich ein Beitrag für eine fällige Laudonbiographie* in den *Wiener Geschichtsblättern* (34/1979) ausgeführt, dass es die nunmehrige Intention Laudons war, das eigene Grabmal im Stile eines türkischen zu errichten. Das abmontierte Mausoleum Elçi İbrahim Paşas sollte oberhalb des Laudon-Grabes in Hadersdorf wieder zusammengebaut werden und als Tropäion dienen. Dass es zur Ausführung dieses Planes nicht kam, ist wohl seiner

Frau Clara zuzuschreiben. Sie überlebte den Feldmarschall um 16 Jahre und war offensichtlich nicht von dessen Grabmalsidee angetan, die sie daher auch nur teilweise umsetzen ließ: Statt der Wiedererrichtung des Mausoleums wurden lediglich die Spolien und der Grabstein etwas weiter vom Grab des Feldmarschalls aufgestellt, das Grab selbst jedoch wurde mit einem antikisierenden Sarkophag eingerichtet. Es scheint, als hätte Laudon nicht nur beabsichtigt, selber unter einem »türkischen« Grabmal beigesetzt zu werden, sondern außerdem ein »Türkengrab« für seine Frau Clara konzipiert, worauf das Vorhandensein eines in der Forschung weithin unbekanntes türkischen Grabsteines im Stadtmuseum von Győr (Raab) schließen lässt. Dieser Grabstein stammte ebenfalls aus Belgrad, wo er vom Grab einer Frau abmontiert worden war. Die Inschrift des Grabsteines lautet in der Übersetzung folgendermaßen:

*Er (Gott) ist der Wahre und der Ewige
Für die edle Seele der seligen, im Paradies wohnenden, edlen Frau Hadice,
die die Schwiegermutter des löblichen Wesirs und Kommandanten von
Belgrad Yeğen Mahmud Paşa war, möge eine Fatiha rezitiert werden,
(15. Ševal 1199 AH. = 21.08.1785 AD.)*

Die Fatiha (»Die Eröffnung«) bildet das erste Kapitel des Koran – und die Frau, deren Name in der Inschrift angeführt wird, war die Gattin des 1745 verstorbenen Großwesirs Yeğen Mehmed Paşa, der während des Russisch-Habsburgisch-Osmanischen Krieges von 1736 bis 1739 erfolgreich sowohl gegen die Russen als auch gegen die Kaiserlichen kämpfte. Aus der Ehe ging eine Tochter hervor, die ihrerseits Yeğen Mahmud Paşa heiraten sollte, der im Jahre 1785 das Amt des Kommandanten von Belgrad bekleidete. Offensichtlich hatte Hadice nach dem Tod ihres Mannes im Haushalt ihres Schwiegersohnes gelebt und war in Belgrad verstorben, während er dort das Kommandantenamt bekleidete.

Die oben beschriebene Intention Laudons legt den Schluss nahe, dass auch dieser Grabstein in Verbindung mit den abmontierten Spolien und dem Mausoleum von Elçi İbrahim Paşa gestanden haben dürfte. Ich vertrete die These, dass auch der Grabstein der Frau Hadice in Belgrad im Zuge der Laudonschen Spolien-suche gezielt entfernt wurde. Diese These kann zusätzlich mit dem heutigen Aufbewahrungsort des Grabsteines erhärtet werden, denn Clara Laudon entstammte einer kleinadeligen Familie aus Westungarn und war in dieser Gegend begütert. Ganz im Sinne der 1979 von Karl Těpy erhobenen Forderung nach einer gründlich recherchierten Laudon-Biographie muss abschließend auf das Desiderat weiterer Forschungen zum Hintergrund Clara Laudons verwiesen werden, die die hier zur Diskussion gestellten Thesen untermauern und auch die genauen Umstände der Verbringung des mutmaßlich für sie intendierten Grabsteines nach Raab rekonstruieren könnten.

NEDIM ZAHIROVIĆ untersucht als Historiker und Turkologe in der Projektgruppe »Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa« die osmanisch-habsburgischen Grenzgebiete im 18. Jahrhundert. In einem vorherigen Projekt rekonstruierte er die Rolle der osmanisch-albanischen Familie Memibegović im osmanischen Grenzland zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert. Er dankt insbesondere Dr. habil. Sándor Papp von der Universität Szeged, der auf die Existenz dieses Grabsteines hinwies und ihm freundlicherweise die Photographie überließ.



Google alla slovacca

UTE RASSLOFF widmet sich dem
Netz-Nachleben des Räubers Juraj Jánošík

Am 25. Januar 2013 erinnerte die slowakische Google-Seite mit einem Doodle an den 325. Geburtstag des Karpatenräubers Juraj Jánošík. Dieser Zeitgenosse Ludwigs XIV. aus dem westlichen Tatragebirge war erst Soldat, bevor er eine Räuberbande anführte und 1713 hingerichtet wurde. Doch auf dieses Leben spielt der von Mike Dutton entworfene Doodle nicht an. Vielmehr geht es um jenen edlen Banditen, der angeblich den Reichen nahm und



den Armen gab. Auf unserem Fundstück aus dem Internet vollführt Jánošík als verträumt blickender Tänzer mit gekreuzten Beinen einen Sprungtanz über dem Lagerfeuer. Er trägt eine imaginierte Karpatentracht. Auffällig ist der breite Ledergürtel, den Gebirgshirten und Holzfäller als Taillenschutz und zum Aufbewahren von Wertsachen nutzten. Im Märchen stecken hier die Zauberkräfte des Helden. Die Stielaxt mit der Kraft, ganze Regimenter zu überwältigen, macht den Helden unbesiegbar. Hinter den Rauchschwaden zeichnet sich ein sternklarer Nachthimmel über Nadelbäumen ab. Das ist die naturromantische Szenerie für das ungebundene Leben der Goralen oder Bergburschen, die auf den Waldlichtungen ihre Beute teilten, zechten und feierten.

Im kulturellen Gedächtnis der Polen, Tschechen und Slowaken ist die Figur des Juraj Jánošík präsent. Mit ihrem subversiven Potenzial eignete sie sich perfekt als Identifikationsfigur von Gegenidentitäten. Die Romantiker des 19. Jahrhunderts modellierten sie als edlen Verbrecher und erhoben den Räuber zum Nationalhelden, der gegen Fremd- und Tyrannenherrschaft aufbegehrt. Im 20. Jahrhundert machten Verfilmungen, Fernsehserien und ein Musical den Räuberhauptmann populärer denn je.

Nur wenige Verarbeitungen des Stoffes kamen ohne Stielaxt, Ledergürtel und furiose Tanzeinlagen aus. Das sind die Attribute des Icons »Jánošík«, und auch das Google-Doodle greift sie auf. Sie stammen aus der Hinterglasmalerei, einer kunstgewerblichen Reproduktionstechnik, die im westlichen Karpatenraum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert beliebt war. Die polnischen und tschechischen nationalen Aktivisten des 19. Jahrhunderts interpretierten diese Darstellungen als Volkskunst – darauf spielen die in Art einer Holzschnitzerei mit geometrischen Mustern verzierten Google-Lettern an. Die Kombination einer traditionell-folkloristischen, regional begrenzten Symbolik mit der modernen und universellen Suchmaschine Google ist bizarr. Oder etwa nicht?

Google-Doodles variieren witzig und pointiert das Google-Logo. Sie würdigen Feiertage, aktuelle Ereignisse oder Persönlichkeiten. Mit einem Klick auf das Ereignislogo startet eine Googlesuche nach dem verknüpften Begriff. In seinem ersten Geschäftsjahr 1998 brachte Google ganze drei Doodles. Heute stellt das Unternehmen Hunderte dieser kleinen Kunstwerke pro Jahr ins Netz. 2011 ließ sich Google seine Doodles patentieren. Dabei geht es um »ein System, das eine periodisch veränderte Story Line und/oder spezielle Ereignisunternehmenslogos zur Verfügung stellt, um Nutzer zum Zugriff auf eine Website zu verführen«, so Jens Ihlenfeld. Offenbar eine erfolgreiche Strategie, denn die Doodles besitzen inzwischen Kultstatus. Dafür sorgt zum einen ihre graphische Gestaltung, die nach schlichten Anfängen heute oft einen hohen Grad an Komplexität erreicht hat. Die Lettern werden raffiniert umrankt, verschwinden gänzlich in Rätselbildern oder ahmen den Stil bildender Künstler nach. Besonders beliebt sind Serien und Animationen. Die Google-Doodles, die heutzutage von eigens dafür eingestellten Illustratoren und Ingenieuren geschaffen werden, sind kleine Meisterwerke der Kunst und Medientechnik.

Den zweiten Baustein ihres Erfolges bilden die Inhalte. Google gibt sich politisch korrekt und verzichtet auf polarisierende Themen. Konsensfähig sind Sport, Künstler, Wissenschaftler und Erfinder von Weltgeltung. Die Gründung der regionalen Niederlassungen des Unternehmens führte daneben aber zu einer nationalen Differenzierung. 1998 gab es nur zwei globale Doodles und einen amerikanischen. Im Jahr 2000 fielen von den 33 Doodles 21 auf die globale »Location«, zehn auf die USA, einer auf Frankreich und einer auf Japan. Heute findet sich eine Dreiteilung: globale und nationale Doodles und solche für Ländergruppen. Die Google-Doodles sind inzwischen ein neues Medium mit wertstiftendem Potenzial. Es scheint nicht nur möglich, sondern auch legitim, damit politische und nationale Symbole zu verbreiten.

Das wurde auch in der Slowakei erkannt. Im Januar 2013 startete das Projekt »Google na slovenskú nôtu« (etwa *Google alla slovacca*), das auch Kulturminister Marek Maďarič unterstützt. Es stellt sich zum Ziel, slowakische Traditionen und Folklore zu kartieren und weltweit sichtbar zu machen. Der Chef der seit 2011 bestehenden slowakischen Google-Abteilung, der Harvard-Absolvent Rastislav Kulich, schlüpfte aus diesem Anlass in die Volkstracht und spielte ein Volkslied auf dem Akkordeon. Er möchte mit den Möglichkeiten des Internet historische Denkmäler und Naturschönheiten der Slowakei bekannt machen, nicht nur, um den Tourismus anzukurbeln, sondern auch, um der »Generation junger Slowaken

zu zeigen, dass es Dinge gibt, auf die sie stolz sein können«, so auf der Homepage *naslovensknotu.sk* zu lesen. Google als Medium nationaler Erziehung?

Dafür spricht die bisherige Auswahl der slowakischen Länder-Doodles. Vier von ihnen – Ľudovít Štúr 2008, Martin Kukučín 2010, Anton Bernolák 2012 und Adam František Kollár 2013 – waren Philologen und Schriftsteller. Der Sprache als zentralem Kriterium der modernen Nationsbildung sind bis heute wichtige slowakische Symbole verpflichtet. Der folkloristisch inspirierte Jánošík war der Fünfte der slowakischen Länder-Doodles und eine der ersten Aktivitäten von *Google alla slovacca*. Die einstmals subversive Figur ist hier für den nationalen Kanon repräsentativ umgepolt. Als Legende passt sie aber ebenso zu solchen von Google gewürdigten Medienhelden wie Pippi Langstrumpf, den Figuren der Sesamstraße oder dem Sandmännchen.

Dennoch sollte nicht vergessen werden, dass Sprache und Folklore im slowakischen Kontext allzu oft für rückwärtsgewandte, rurale Werte und eine konservative Ideologie standen. Es scheint, dass sich *Google alla slovacca* dieser Tradition verschrieben hat, denn trotz aller medialen Aufmerksamkeit für diese Initiative wurde an keiner Stelle jener slowakische

Google-Doodle erwähnt, der am 1. Januar 2009 mit einem goldenen Eurozeichen anstelle des abschließenden »e« den Eintritt der Slowakei in die Euro-Zone würdigte. *Google alla slovacca* ginge auch anders.

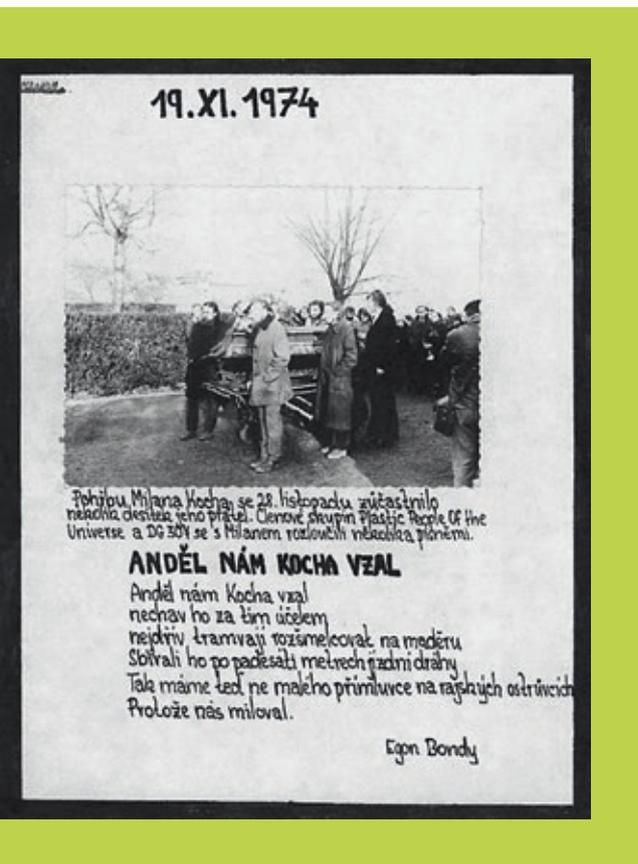
Die Slowakistin **UTE RASSLOFF** bearbeitet im Rahmen einer Förderung der Fritz-Thyssen-Stiftung am GWZO das Einzelvorhaben »Rural Outlaws als Helden der Peripherie. Der Karpatenräuber Juraj Jánošík«. 2013 erschien der von ihr herausgegebene Band *Wellenschläge. Kulturelle Interferenzen im östlichen Mitteleuropa des langen 20. Jahrhunderts*.

Last exit exitus ALFRUN KLIEMS folgt – in respektvollem Abstand – den Gleisen des Underground

1974 wird der tschechische Beatnik Milan Koch in Prag von einer Straßenbahn überfahren. Die gute Nachricht ist, dass er so einem paradigmatischen Stück Underground-Kunst ins Leben hilft, das in knappster Form deren Poetik enthält. Egon Bondy, *spiritus rector* des Prager Underground und enger Freund Kochs, widmet dem

Toten ein Gedicht, das er unter ein Foto von der Beerdigung platziert und als nachgelieferte Traueranzeige unter Eingeweihten kursieren lässt. Einer der Sargträger auf dem Foto ist der Dichter selbst. Das Epitaph lautet:

Der Engel nahm uns den Koch / ließ ihn zu diesem Zweck / erst von der Straßenbahn zu Brei zermalmern. / Auf fünfzig Metern Schienenweg mussten sie ihn einsammeln. / So haben wir jetzt einen nicht kleinen Fürsprecher auf den paradiesischen Eilanden. / Weil er uns liebte.



Nun weiß der Leser spätestens seit Michail Bulgakov um die Todesmaschine Straßebahn: Mir nichts dir nichts kommt der Stadtbewohner unter die Räder. Wie überhaupt die Literatur der Moderne von ihren Anfängen an die Topoi Stadt und Tod fast schon hysterisch verschränkt hat. Indes steht Bondys Sechseiler darüber hinaus für eine Dichtung, die das eigene (Er-)Leben performativ im Schaffen spiegelt – Kunst als Leben als Kunst. Für das Konzept einer *Totalen Kunst*, einschließlich des Paranoiden und Absurden, der Gewaltaffinität, die das Totale immer in sich und nach außen trägt. Sie spiegelt sich nicht zuletzt in der Ästhetik des Underground-Tods: Figuren werden nicht einfach sauber enthauptet wie noch Bulgakovs Berlioz. Sondern zerquetscht, zerfetzt, breitgewalzt und auf links gedreht; ihre Gestalt wird dekomponiert, *alles* Intakte gebrochen – die lyrische Form sowieso. Bondys Verkehrsoffer erinnert an Georges Batailles Programm des *informe*, dem es um die Zerstörung der »schönen« Poesien ging, um das stets mitzudenkende Ende jeder vermeintlichen Dauerhaftigkeit und Stabilität im Ekel. Hinzu tritt eine charakteristische Kombination aus Selbstmystifizierung und Ironie. Was zunächst ein tägliches Unglück war, wird im Zusammenspiel von Text und Bild zur hermetischen Inszenierung des Underground selbst – eingeleitet mit dem halbkalauernden Wortspiel »Der Engel«, tschechisch *anděl* und zugleich der Name des Verkehrsknotenpunktes, an dem Koch unter die Räder kam. Bezeichnenderweise wird Jáchym Topol den *Anděl* in den 1990er Jahren als Zentralort des Underground chiffrieren. Ähnlich Bondys pathetisch-pietätlose lyrische Verblendung des ausgewalzten Leichnams mit der »Größe« des Fürsprechers: eine ins Drastische gewendete, zu gleichen Teilen satirische und kokettierende Matyriologie. Oder das mit der teleologischen Theodizee spielende »zu diesem Zweck«. All das sind ästhetische Strategien, die einer »transgressiven Poetik« entsprechen, Michel Foucaults *Überschreitung*. Wie bei Foucault ist der fortwährende Leben-Kunst-Tod-Grenzdurchbruch für die Autoren-Figuren hochgradig körpergefährdend. Der Underground schont seine urbanen Post-Flaneure nicht – und gibt zwischen Existenzdenken und Performance dem Untergang so eine grotesk-versöhnliche Perspektive: Im Modus der Synekdoche werden zermalmter Körper und Stadt eins. Das überrollte Ich als Fürsprecher schlägt dem Fatum ein Schnippchen – aus Liebe.

ALFRUN KLIEMS ist Professorin für Westslawische Literaturen und Kulturen an der Humboldt-Universität zu Berlin. Gemeinsam mit der GWZO-Fachkoordinatorin Christine Gölz leitet sie die Forschungsgruppe »Spielplätze der Verweigerung«. Im Frühjahr 2014 erscheint ihre Monographie *Der Underground, die Wende und die Stadt. Urbane Poetiken in Ostmitteleuropa*.

Wissenschaft & Öffentlichkeit

versammelt Pressestimmen und Reaktionen der Öffentlichkeit auf Veranstaltungen, Ausstellungen oder Lesungen des GWZO.

In Mitropa 2011 haben wir das Europa der Jagiellonen vorgestellt. Kurz darauf wurde die erste Station der vom GWZO Leipzig konzipierten Wanderausstellung *Europa Jagellonica* zur Kunst und Kultur in Mitteleuropa unter der Herrschaft der Jagiellonen (1386–1572) im mittelböhmischen Kutná Hora (Kuttenberg) eröffnet. Nach

dem Warschauer Königsschloss 2012, der zweiten Station, konnten die Exponate auch in Deutschland besichtigt werden. Von März bis Juni 2013 lief die Ausstellung im Potsdamer Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte. Wir zitieren Rezensionen aus *DIE ZEIT* und *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.



Auszug aus *DIE ZEIT*
vom 07.03.2013.
Mit freundlicher
Genehmigung.

Ein früher Traum von Europa

Die Jagiellonen – nie gehört? Dabei herrschte diese Dynastie um 1500 über ein Großreich, das sich vom heutigen Sachsen bis zum Schwarzen Meer erstreckte. Eine Schau in Potsdam zeigt diese Ära.

Von MATHIAS MESENHÖLLER

Frage an Günther Jauch: Jagiellonen sind a) eine tropische Fruchtart, b) ein harmloser Virenstamm, c) eine osteuropäische Dynastie, d) leichte Elementarteilchen. Zu gewinnen wären 125 000, vielleicht 250 000 Euro. Für Jauch aus Potsdam eine Gefälligkeitsfrage: Seit dem 1. März zeigt das dortige Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte

die Ausstellung *Europa Jagellonica*. Eine historische Schau über Obst, Viren, Physik? Wohl kaum. Also im Ausschlussverfahren c) osteuropäische Dynastie. In Polen wäre dieselbe Frage keinen Złoty wert. Jedes Kind kennt das berühmte Herrscherhaus. Und in Tschechien war *Europa Jagellonica* eine der erfolgreichsten Ausstellungen des vergangenen Jahres. Nun ist sie in Potsdam angekommen. Und hält eine Entdeckung

bereit. Hierzulande weitgehend unbekannt, beherrschten Könige aus dem Geschlecht der Jagiellonen um 1500 Europa von der Ostsee bis zur Adria, von der Elbe bis ans Schwarze Meer – einschließlich der Ober- und Niederlausitz im heutigen Sachsen und Brandenburg. Rückständiger Osten? Keine Spur. Finstere Peripherie? Hochburgen gotischer Kunst, der Renaissance! Arme Nachbarn? Von wegen: Die Schätze, die in Potsdam zu besichtigen sind, suchen ihresgleichen. Sie sind ein Augenschmaus. Und sie vermitteln, wie eng schon einmal – ein halbes Jahrtausend vor der EU – Polen und Italien, Litauen und Brandenburg, Ungarn und die Niederlande verflochten waren. Ans Licht kommt ein weit offenes Mitteleuropa, in dem Künstler und Stile, Bürger und Edelleute, Ideen und Waren hin und her strömen. Bereits das erste Exponat macht dies augenfällig: eine geschnitzte Figur des Heiligen Christophorus von Veit Stoß. Veit Stoß, der berühmte Bildhauer aus Nürnberg? Fast richtig. Die Figur stammt aus Krakau, wo Stoß etwa 20 Jahre gewirkt hat. Was für Kunsthistoriker nichts Neues sein mag, öffnet hier den Blick auf eine kulturell blühende Großregion vor dem Zeitalter der Nationalstaaten. Zu deren Zentren die polnische Königsstadt an der Weichsel so selbstverständlich gehörte, wie Krakau wiederum eine deutsche Gemeinde beherbergte, eine jüdische. Die Jagiellonen zählten nicht nur zu den kultiviertesten, sondern auch zu den tolerantesten Herrschern jener Zeit. Wer waren sie? Ihre Ära

beginnt mit einem litauischen Fürsten namens Jogaila, polnisch Jagiełło, der Ende des 14. Jahrhunderts eine polnische Prinzessin heiratet. Wenig Romantik, viel Machtpolitik: Litauen ist damals kein baltischer Kleinstaat, sondern ein Großreich, das in heutigen Begriffen Weißrussland, Teile der Ukraine und Russlands umfasst. Polen ein mühsam zusammengehaltener Herrschaftsverband, doch mit ruhmreicher Geschichte. Unter Jagiełłos Nachfahren steigt die Doppelmonarchie zur Vormacht des östlichen Europa auf. Als 1490 ein Jagiellonen-Prinz zudem die Kronen Ungarns und Böhmens erwerben kann, beides große und wohlhabende Königreiche, gelangt die Dynastie auf ihren Zenit. Luckau in der Lausitz etwa – die Landschaft gehört damals ebenso wie Schlesien zum böhmischen Machtkreis – empfängt nun Befehle aus dem heutigen Budapest. Zusammenzuhalten ist ein solches Konglomerat nur mit Offenheit und Flexibilität. Auch zwingt ein mächtiger Adel die jagiellonischen Monarchen zu parlamentarischen Zugeständnissen – vergleichbar vielleicht mit denen in England. Das polnische Geschichtsbild zieht bis heute eine Linie von der goldenen Ära der Adelsrepublik zur modernen Freiheit. Von einem friedlichen Miteinander kann indes keine Rede sein. Kriege und Kleinkriege werden geführt, das Los der leibeigenen Landbevölkerung ist harsch. Gerade in Krakau flammt immer wieder deutsch-polnischer Streit um einzelne Kirchen und die Sprache der Predigt auf, zwingt 1494 ein Po-

grom die Juden zur Aussiedlung auf die andere Seite der Weichsel. Dennoch: Die Vielvölkerherrschaft der Jagiellonen basiert auf Ausgleich und weitgehender Toleranz. Auf Pluralität. *Europa Jagellonica* ist denn auch ein deutsch-tschechisch-polnisches Gemeinschaftsunternehmen, das bereits in Warschau und im böhmischen Kutná Hora zu sehen war. Seine Wurzeln hat es in Leipzig, in einem Forschungsprojekt zu den Jagiellonen am dortigen Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas. 2005 abgeschlossen, betonte es einen in der aktuellen Geschichtswissenschaft populären »transnationalen« Ansatz – der nun auch die Ausstellung prägt. Oder besser: die Ausstellungen. Denn jede Station setzt einen eigenen Schwerpunkt. In der Potsdamer Version sind das die Beziehungen der Jagiellonen zu Deutschland, vornehmlich ihre Eheverbindungen mit Habsburgern und Hohenzollern, nach Bayern, nach Sachsen. Derweil ist der Umfang gegenüber den vorigen Versionen deutlich reduziert. Auf das »Beste vom Besten«, sagt Hausherr Kurt Winkler. Ähnlich tut sich Jiří Fajt, leitender Kurator der Ausstellung, schwer mit der Frage nach »Highlights«. Im Grunde seien nur Highlights versammelt. Man habe möglichst Objekte ausgesucht, »die stark genug sind, für sich selbst zu sprechen«, auch unabhängig vom Rahmen der Schau, den Begleittexten. Das gelingt nicht immer, aber erstaunlich oft. Zu bestaunen ist ein zugleich opulenter und fein



Abb. 1/2 Langenburger Scheibe: Markgraf Friedrich d. Ä. von Brandenburg-Ansbach (links) sowie Sophia von Polen (rechts) (Hans Kamberger, 1499)

dosierter Rundgang, der mit leichtem Strich in drei, vier bezaubernden Stücken eine ganze Regentschaft, ein historisches Phänomen wie den Humanismus hinzuwerfen vermag. Darunter vieles, das noch nie in Deutschland zu sehen war. Goldschmiedearbeiten, die im Wust von Schatzkammern und Kunsthandwerksmuseen leicht untergehen. Schnitzwerke, die sonst im Dämmer einer Kirche zu erahnen sind, geben, prächtig ausgeleuchtet, einen Eindruck von der Lebendigkeit, der Emotionalität mittelalterlicher Kunst. Denn außer auf Selbstbeschränkung verlässt sich die Schau auf eine Ausstellungsarchitektur, die das einzelne Exponat strahlend in Szene setzt. Selbst ein trockenes Pergament, auf dem Albrecht von Brandenburg mit dem Ordensland Preußen belehnt wird, gewinnt das dramatische Flair, das ihm zusteht – immerhin handelt es sich um die Geburtsurkunde einer

späteren Großmacht. Für den polnischen Lehnsherrn ein fatales Dokument, war doch Brandenburg-Preußen an der späteren Zerstörung des polnisch-litauischen Staates maßgeblich beteiligt. Bereits 1526 geht der böhmisch-ungarische Zweig der Jagiellonen unter. In der für Mitteleuropa epochalen Schlacht bei Mohács unterliegt ihr Heer den Türken. Was von Ungarn nicht osmanisch wird, fällt wie Böhmen an die aufstrebende Wiener Verwandtschaft: Habsburg. In Polen-Litauen dauert die Blüte an. Eine italienische Ehe befeuert die Hinkehr zur Renaissance, unter zwei großen Königen, Sigismund I. (regiert 1506 bis 1548) und Sigismund II. (1548 bis 1572) prosperiert das Reich. Als aber Letzterer ohne männlichen Erben bleibt, stirbt 1572 auch dieser Ast ab. In anderen Händen kann das von den Jagiellonen geformte Imperium seine Macht noch einmal steigern, bis es

im 17. Jahrhundert ermattet, kurz vor 1800 Beute der verbündeten Preußen, Russen und Österreicher wird. Der vormalige Glanz gerät in Vergessenheit. Statt des gemeinsamen kulturellen Erbes will der westliche Blick schließlich nur mehr Europas schmutzigen Hinterhof erkennen. Jetzt ist in Potsdam das Europa Jagellonica hinter diesem Klischee zu entdecken. Die Macht seiner Herrscher, der Geschmack ihrer Höflinge, die mäzenatische Ambition kirchlicher Würdenträger und Aristokraten, der meist aus Handel und Bergbau stammende Reichtum seiner Patrizier. Parallel nehmen Sonderausstellungen in Kamenz, Luckau, Bautzen, Zittau und Brandenburg die Spur der Jagiellonen in Deutschland auf. Und erzählen wie nebenbei die Geschichte einer faszinierenden Dynastie, eines unterschätzten Raumes. Ein Besuch lohnt. Nicht nur, falls das Thema einmal in Jauchs Millionen-Quiz dran ist. Sondern um sich die eingebildete Landkarte kultureller Gefälle zurechtrücken zu lassen. Vor allem aber schlicht der Schönheit der Exponate wegen.

Wir brauchen eine mentale Osterweiterung



Die Jagiellonen verbanden die kulturellen Traditionen der verschiedenen Regionen in Europa und schufen eine neue, einheitliche Kultur. Diese Kultur war ein wichtiger Bestandteil der Jagiellonen-Dynastie und trug dazu bei, die Einheit der Dynastie zu stärken.



Auszug aus
Frankfurter
Allgemeine Zeitung
vom 04.06.2013.
Mit freundlicher
Genehmigung.

Wir brauchen eine mentale Osterweiterung

Jahrzehntlang teilte der »Eiserne Vorhang« auch die Kunstlandschaften Europas in Ost und West. Eine Ausstellung über die Kunst der Jagiellonen-Dynastie zeigt nun das Verbindende.

Von IRMELA SPELSBERG

Für die krisengeschüttelte Europäische Union kommt die Ausstellung »Europa Jagiellonica« im Potsdamer Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte gerade recht. Zuvor in Kuttenberg/Kutná Hora und Warschau zu sehen, arrangiert vom Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, erarbeitet von sechzig Wissenschaftlern aus ganz Europa, zeigt sie Mitteleuropa als Beziehungsgeflecht vielfältiger, sich kreuzender kultureller Einflüsse. Damit geraten zuvor vergessene Kunstschätze von europäischem Rang erstmals in den Blick, neue Künstlernamen und verkannte Kunstregionen tauchen auf. Potsdam ist dafür ein sinnvoller Ausstellungsort, war Brandenburg doch eines der vielen europäischen Fürstentümer, denen sich die Jagiellonen durch geschickte Heiratspolitik verbanden. (Man denke nur an die prächtige, bis heute nachgespielte Landshuter Hochzeit der Jagiellonen-Prinzessin Hedwig mit Herzog Georg dem Reichen von Niederbayern im Jahre 1475). Begründet wurde die Dynastie der Jagiellonen durch die Ehe des litauischen Großfürsten Jagiello

mit der polnischen Königin Hedwig von Anjou, wodurch dieses um 1500 mächtigste Herrscherhaus über ein Reich verfügte, das sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckte und Litauen, Polen, Ungarn, Kroatien, Böhmen und Mähren, Schlesien und die Lausitz umfasste. Stammresidenzen waren Vilnius, Krakau, Prag und Buda, deren Glanz auf die westlichen Nachbarregionen ausstrahlte. Davon zeugen in Potsdam etwa neunzig Werke höchster Qualität, geschaffen von Veit Stoß, Albrecht Dürer, italienischen und niederländischen Meistern, aber auch fast unbekanntem Künstlern vergleichbarem Könnens. So inspirierten Veit Stoß' grandioser Flügelaltar für die Krakauer Marienkirche, aber auch Werke anderer süddeutscher Schnitzer und Maler viele großformatige Retabel jagiellonischer Länder, deren Qualität dank der ausstellungsvorbereitenden Restaurierung nun voll zutage tritt. Etwa eine Marienkrönung aus der Zips, einer Region im einstigen Oberungarn, wo sich auf Einladung der ungarischen Könige schon im 12. Jahrhundert am Fuße der Hohen Tatra deutsche Siedler niedergelassen hatten. Das Jagiellonen-Projekt erschließt das reiche künstle-

rische Profil dieser von wichtigen Handelsstraßen durchzogenen und über Bergschätze verfügenden Region. Namen prägen sich ein wie der des Paul von Leutschau/Levoca. Er hatte vermutlich in Stoß' Nürnberger Werkstatt gearbeitet und war dann in Oberungarn so gefragt wie Riemen-schneider in Franken. Auch Leutschaus niederländisch geprägter Mitarbeiter, der Maler Hans T., ist noch zu entdecken. Seine 1513 datierte »Anna selbdritt vor Bergbaulandschaft« prunkt in leuchtendem Rot und Grün der Gewänder; das warme Goldbraun des Haars der Gottesmutter Maria setzt sich in den Hügelkuppen des Hintergrunds fort, wo minutiös gezeichnete Bergleute in Schluchten Metalladern suchen. Diese Montanlandschaft verweist auf die Blüte der Bergstadt Rosenau/Roznava, die sich viele Kirchen leisten konnte – aus einer davon stammt auch die prächtige Tafel. Ihren Aufschwung um 1460 verdankt die Stadt vor allem den Investitionen der Brüder Matthias und Johann Thurzo, Abkömmlingen einer aus Niederösterreich ins Königreich Ungarn zugewanderten, mit den Fuggern geschäftlich und verwandtschaftlich verbundenen Familie. Die Thurzo-Söhne Johannes und Stanislaus waren Bischöfe in Breslau und Olmütz, ihr Vater, Johann Thurzo der Ältere, geboren in Leutschau, später in Krakau ansässig, investierte sogar in den Harzer Bergbau am Rammelsberg. In der aus teilvergoldetem Silber und Email gefertigten Bergkanne, aus Goslar entliehen, vermutet man Johann Thurzos Gastgeschenk an die

Stadt. Derlei europaweit agierende Unternehmerfamilien waren wichtige Auftraggeber jagiellonenzeitlicher Kunst. Kunstförderer waren aber auch Adlige, Kirchenfürsten und die um die Universitäten gescharten Humanisten. Sie alle eiferten dem Mäzenatentum der Jagiellonen-Herrscher nach. Das bezeugt am eindrucksvollsten die alte polnische Königsstadt Krakau. Dort führte Sigismund I., verheiratet mit der Mailänder Fürstentochter Bona Sforza, die italienische Renaissance ein, die ihm über den Budaer Hof des Matthias Corvinus und des Wladislaw Jagiello vermittelt worden war. Als ihr Inbegriff gilt die Grabkapelle des königlichen Paares auf dem Wawel. Erbaut wurde sie vom Florentiner Bartolomeo Berecci, aus Florenz stammen die prächtigen Meßgewänder, die marmornen Grabplatten lieferten italienische Bildhauer, aus Nürnberg kam der Silberaltar, aus der Werkstatt des Peter Vischer die bronzene Grabplatte des Kardinals Friedrich Jagiello. Wie der königliche Financier und Statthalter Jan Boner aus dem pfälzischen Landau waren auch Kaufleute aus dem Niederelsass um 1460 nach Krakau zugewandert und zogen heimische, am Oberrhein oder in den Niederlanden geschulte Künstler nach. Vermutlich auch den Schöpfer der »Taufe Christi«, ursprünglich in der Marienkirche und nun aus der Krakauer St. Florianskirche nach Potsdam gekommen. Das Bildwerk steht in der Tradition des spätgotischen Bildhauers Nikolaus Gerhaert von Leyden und zeigt, auf welch an-

regendes Milieu der Neuan-kömm-ling Veit Stoß in Krakau traf. Die Jagiellonen-Höfe bündeln um 1500 die künstlerischen Strömungen des damaligen Mitteleuropa. Da reisen Künstler nicht nur von West nach Ost, sondern auch in umgekehrter Richtung gehen Impulse aus: So hinterließ der aus Mähren stammende Bildhauer Hans Olmützer, im Bodensee-Raum ausgebildet, Werke auch im oberlausitzischen Görlitz. Dank der Mobilität von Auftraggebern und Künstlern, aber auch infolge der Entstehung von Buchdruck und bildlicher Druckgrafik werden stilistische Neuerungen schnell überall rezipiert. Wie die Renaissance-Importe aus Italien treffen sie auf die Beharrungskräfte der Spätgotik. Ist, so fragt das Jagiellonen-Projekt, statt eines Nacheinander nicht eher ein Miteinander der Stile zu beobachten, aus dem Neues entsteht? Der königlich-böhmische Baumeister Benedikt Ried mit seinem Gotik und Renaissance verschmelzenden Wladislaw-Saal der Prager Burg ist dafür ein Kronzeuge. Bis wohin reicht der Wirkungskreis niederländischer Kunst? Wo berührt er sich mit dem der italienischen Renaissance? Die der polnischen Krone unterstellten Städte Danzig, Thorn und Elbing orientierten sich lange an der Kunst der Niederlande. Die aus Kalkar nach Danzig zugezogene Familie Ferber zum Beispiel brachte aus ihrer niederrheinischen Heimat den Maler mit, der die Retabel-Flügel ihrer Kapelle in der Danziger Marienkirche schuf; Warschaus Nationalmuseum hat sie nach Potsdam ausgeliehen.

Dass neben Buda, Krakau, Prag, Breslau, Nürnberg und Wien auch andere Städte wichtige Impulse aussandten, bezeugen regionale Zentren mit oft erstaunlicher Kunstproduktion. Neben Zips sind das in Böhmen zum Beispiel die königlichen Städte Budweis/Budějovice und Kuttenberg/Kutná Hora. Letztere, berühmt für ihren Silberabbau, beherbergte in der Jagiellonenzeit dreißig Maler, Illuminatoren und Schnitzer. Die landläufige Vorstellung von Zentrum und Peripherie weicht zunehmend einer polyzentrischen Sicht. So scheint Mähren eine Kontakt- und Übergangszone gewesen zu sein. Das Gleiche gilt für Schlesien zwischen Nürnberg, Prag und Krakau, gilt für die Lausitz als böhmisch-ungarisches Nebenland, aber auch für das Herzogtum Preußen und seine Beziehungen von Königsberg nach Krakau. Die eindrucksvolle

Ausstellung ist nicht das einzige Ergebnis des Jagiellonen-Projekts. Sein wissenschaftlicher Ertrag wird in einem Essayband zusammengefasst werden. Seine Autoren wollen Kunstgeschichte nicht mehr unter nationalem Vorzeichen schreiben. Damit eilen sie der Realität im heutigen Mitteleuropa allerdings voraus, rief ihr Versuch einer gemeinsamen Epochendarstellung doch prompt Gegeninitiativen auf den Plan: In Tschechien und Polen beeilte man sich Konferenzen zu organisieren, auf denen einheimische Experten die je eigene Sicht auf das Thema reklamierten – ein Rückfall in altgewohnte Vereinnahmung. Da erstaunt kaum, dass sich in den einstigen Hauptresidenzen der Jagiellonen kein Platz für die Ausstellung fand. »Wir brauchen eine mentale Osterweiterung« – mit diesen Worten hatte im

Jahr 2000 der Mediävist Robert Suckale als einer der Initiatoren des Jagiellonen-Projekts die Auftakt-Konferenz am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg eingeleitet. 2014 wird es eine weitere in Krakau geben, organisiert vom dortigen Internationalen Kulturzentrum. Wird man sich dort endlich auf die gemeinsamen mitteleuropäischen Wurzeln besinnen? Der Hauptkurator der Jagiellonica-Schau, der tschechische, in Berlin lebende Kunsthistoriker Jiří Fajt, ist diesbezüglich optimistisch: »Wir haben eingefahrenes Denken infrage gestellt.«

Abb. 1 (links) Ludwig II. von Böhmen und Ungarn (Hans Krell, 1526)

Abb. 2 (rechts) Anna von Böhmen (Hans Maler zu Schwaz, 1523)



Ziele

Das 1995 gegründete Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig ist in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Ostmitteleuropaforschung der alten Bundesrepublik und der DDR zusammengeführt und fortentwickelt. Dabei war es sein besonderes Anliegen, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern – das Forschen über als ein Forschen in und mit Ostmitteleuropa, das heißt mit den Ostmitteleuropäern zu gestalten. Inzwischen ist die Perspektive, die dieser Ausrichtung programmatisch zugrunde lag, Realität geworden: Zwei Jahrzehnte nach den Revolutionen im östlichen Europa hat sich der Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« von einem vermeintlich »anderen« Europa zu einem integralen Teil der erweiterten Europäischen Union gewandelt.

Die Gründung des GWZO wurde nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren (1994) initiiert, um laut Satzung die »Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert in vergleichender Perspektive wissenschaftlich zu erforschen«. Damit ist das Programm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz.

Der Forschungsgegenstand des Zentrums – Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa – umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart und eine historische Großregion zwischen Baltikum, Adria und Schwarzem Meer. Als heuristisches Konzept wird ein Ostmitteleuropa-Begriff zugrunde gelegt, der von einer offenen Geschichtsregion ausgeht, die durch historisch ge-

wachsene Strukturmerkmale geprägt ist. Durch sie unterscheidet sich Ostmitteleuropa von anderen Teilen Europas und Eurasiens.

Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

Seit der letzten Evaluierung durch den Wissenschaftsrat (2005) hat sich im Rahmen der Gesamtentwicklung der EU das Interesse an politischen Entwicklungen in Ostmitteleuropa und deren historisch-kulturellen Hintergründen noch verstärkt – bedingt durch Ereignisse wie die »Orange Revolution« in der Ukraine, Widerstände in Polen und Tschechien gegen den Vertrag von Lissabon und die Erinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkrieges, den »Prager Frühling« 1968 sowie das »Wendejahr« 1989.

Ansätze

Wie Slawizität periodisch als politisch wirksames Mobilisierungsinstrument funktioniert, steht im Mittelpunkt der Forschungen zum (Post-)Panslawismus

Die Vorstellung eines kulturellen, gar biologistischen Elements, das sämtliche Slawischsprachige in Raum und Zeit verbindet, hat viele Gesichter. Slawizität leitet das Erkenntnisinteresse kulturwissenschaftlicher Forschung und ist bis heute ein höchst produktiver Mythos in Kunst, Musik und Literatur.¹ Als transnationales Identifikationsmuster in verschiedenen kulturell-politischen Kontexten erlebte dieses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgekommene Phänomen auch im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert seine Konjunkturen. So nehmen auch nach dem Panslawismus im Russland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem etwas später aufkommenden Austroslawismus in Österreich-Ungarn und dem Neoslawismus am Beginn des 20. Jahrhunderts verschiedene Formen der Identitätsbildung sowie geschichtskultureller und politischer Orientierung Bezug auf das »Slawentum«.² Dies gilt sowohl für nationale Diskurse als auch für trans-beziehungsweise internationale Aktionsfelder, desgleichen für Reaktionen seitens nicht-slawischsprachiger Gemeinschaften und Nationalgesellschaften, deren Antislawismus die Idee der Zusammengehörigkeit der Slawen als solche dabei mitnichten anzweifelt, sondern vielmehr aus der negativen Umwertung ein eigenes integratives Potenzial bezieht.

Im »Kalten Krieg« wurde dies in »Frontgesellschaften« wie Griechenland und Italien in die Bedrohungsvision eines »Slawokommunismus« gegossen. Besondere Bedeutung kommt der latenten und somit leicht reaktivierbaren (»slawischen«) Vorstellung eines teutonisch-germanischen »Drangs nach Osten« zu, und dies einerseits als Gegenstück zum somit als defensiv gekennzeichneten Panslawismus samt Nachfolgebewegungen wie andererseits als ideologi-



Abb. Alfons Mucha
Slavia, Werbeplakat der
Slavia-Versicherungs-
gesellschaft (1907)

sche Begründung für die Notwendigkeit »all-slawischer« Koordination und Kooperation gegenüber einer feindlichen Welt der Nicht-Slawen. Die im Zuge des NS-deutschen Überfalls auf die Sowjetunion von 1941 in die Propaganda Stalins eingeführte »all-slawische« Argumentationslinie belegt dies deutlich. Erst der Bruch zwischen der UdSSR und dem Jugoslawien Titos 1948 bewirkte eine neuerliche Stärkung ideologischer Kohärenzkonzepte wie dasjenige einer nun nicht mehr primär »slawischen«, sondern »sozialistischen Staatengemeinschaft«.³

Zugleich blieb der »Südslawismus« der jugoslawischen Kommunisten von nun an auf den eigenen Staat beschränkt; Pläne einer Inkorporierung des südslawischsprachigen Nachbarstaates Bulgarien und/oder des slawophonen Nordens Griechenlands,⁴ des Südens Österreichs oder weiterer Teile Italiens waren damit hinfällig. Nach 1989 spielte der Slawentumbezug vor allem in seiner ostslawischen Variante, die Russen, Ukrainer und Weißrussen (Belarussen) umfasst, eine Rolle: Die 1991 gegründete Gemeinschaft Unabhängiger Staaten sollte ursprünglich Gemeinschaft Slawischer Staaten heißen – erst der Widerspruch des kasachischen Präsidenten Nursultan Nazarbajew bewirkte die tautologische Umbenennung. Erfolglos sind bis heute Bemühungen der Russländischen Föderation, die anämische Russländisch-

Weißrussische Union durch Einbindung der Ukraine zu einem veritablen »ostslawischen« Staatenbund aufzuwerten.

Und keinen politischen Ausdruck hat bislang die Tatsache gefunden, dass mit Polen, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Slowenien, Bulgarien und Kroatien mittlerweile slawophone Staaten Mitglied der Europäischen Union sind, dass auch in Deutschland, Österreich, Litauen und Ungarn slawische Sprachen Amtssprachenstatus genießen wie überdies Estland, Lettland und Rumänien Heimat Slawophoner sind. Die Entstehung eines Euroslawismus zeichnet sich dennoch nicht ab. Der Post-Panslawismus ist gleich seinen Gegenstücken auf anderen Kontinenten wie dem Pantürkismus, Panarabismus, Panafricanismus oder Panamerikanismus also nur situativ als transnationales Identifikationsmuster wirksam. Hauptgrund für diese Schwäche ist, wie bereits beim Panslawismus des 19. Jahrhunderts der Fall, die Asymmetrie zwischen Russ(ophon)en und anderen Slawischsprachigen. Hegemonialer Anspruch und »slawische Wechselseitigkeit« passen wenn überhaupt, dann nur in Krisen- und Umbruchsituationen zusammen.

STEFAN TROEBST

1 Gemeinsam einsam. Die Slawische Idee nach dem Panslawismus. Hg. v. Agnieszka GAŚIOR u.a. Berlin 2009 (= Osteuropa 12/2009). – Post-Panslawismus. Slavizität, Slawische Idee und Antislavismus im 20. und 21. Jahrhundert. Hg. v. Agnieszka GAŚIOR, Lars KARL und Stefan TROEBST. Göttingen 2013 [im Druck]. – KARL, Lars/SKORDOS, Adamantios: Panslawismus. In: EGO – Europäische Geschichte Online. URL: <http://www.ieg-ego.eu/>

karll-skordosa-2013-de (Letzter Zugriff: 03.08.2013). – TROEBST, Stefan: Slavizität. Identitätsmuster, Analyserahmen, Mythos. In: Kakanien Revisited 2010. URL: http://www.kakanien.ac.at/static/files/51162/OE_12_2009_III_S_7-20.pdf (Letzter Zugriff: 03.08.2013).

2 Slavjanskoe dviženie XIX–XX vekov: S"ezdy, kongressy, soveščanija, manifesty, obraščeniija [Die Slawische Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts: Konvente, Kongresse, Beratungen,

Manifeste, Aufrufe]. Hg. v. Marina Ju DOSTAL'. Moskva 1998.

3 КИКЕШЕВ, Nikolaj I.: Slavjanskoe dviženie v SSSR: 1914–1948 gody [Die Slawische Bewegung in der UdSSR: 1914–1948]. Moskva 2008. URL: http://www.hrono.ru/libris/lib_k/kikoo.php (Letzter Zugriff: 03.08.2013).

4 SKORDOS, Adamantios: Das panslawische Feindbild im Griechenland des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Südost-Forschungen 71 (2012), S. 78–107.

Perspektiven

Die Forschungsperspektiven bilden für die am GWZO angesiedelten Projektgruppen und Einzelprojekte den gemeinsamen Rahmen, innerhalb dessen interdisziplinär und epochenübergreifend gearbeitet werden kann. Überschneidungen und Berührungen sind deshalb programmatisch gewünscht.

Kulturtransfer in den inner- und überregionalen Beziehungen Ostmitteleuropas

Für die Untersuchung von Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas bietet sich das Konzept des Kulturtransfers geradezu an, lassen sich doch hier inner- und überregionale Kulturkontakte vom frühen Mittelalter bis heute beobachten. Kulturtransfer wird als dynamischer Prozess aufgefasst, der nicht bloß die Übertragung oder Ausbreitung von kulturellen Phänomenen beschreibt, sondern vielmehr deren gegenseitige Beeinflussung. Das historische Profil der Region lässt sich nicht erforschen, geht man von der Vorstellung homogener Kulturen aus. Begriffe wie »Ausgangskultur« und »Zielkultur« haben sich hier als irreführend erwiesen. Termini wie »Import«, »fremd« und »anders« sollen nicht als Verneinung offener Beziehungsgeflechte verstanden werden, die Prozessen wechselseitiger Durchdringung eine Hierarchie geben. »Kulturen« werden daher im GWZO als relationale und kontextabhängige Praktiken verstanden.

Bedingtheiten und Potenziale von Modernisierungsprozessen

Phänomene von »Modernisierung« durchziehen die gesamte Geschichte Ostmitteleuropas bis in die Gegenwart. Ein wesentliches Anliegen des GWZO ist, unter dieser Perspektive die Eigenvoraussetzungen und -entwicklungen der ostmitteleuropäischen Gesellschafts- und Staatsbildungen zu erforschen. Dabei gilt es, die an westeuropäischen Verläufen ausgerich-

tete Normierung von Modernität zu vermeiden. Vor dem Hintergrund der Perspektive »Kulturtransfer« wird vielmehr die »Europäisierung« Ostmitteleuropas nach 1989 als Wiederentdeckung seiner historischen Europäizität aufgefasst – ist doch Europa erst durch den Einschluss der einst als »barbarisch« angesehenen Regionen im Norden und Osten des Kontinents »geworden«. Offene Konzepte von Modernisierung dienen dazu, die spezifischen Entwicklungen der Region vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert auf eine Weise zu beschreiben, die verbreitete Thesen von ihrer relativen Rückständigkeit revidiert und Ostmitteleuropa als gleichberechtigten Gegenstand einer historischen Komparatistik etabliert.

Nationale Identitätsbildungen

Betrachtungen von Kulturkontakten und Modernisierungsprozessen in Ostmitteleuropa zeigen sich vielfach vom historischen Erfolg nationalstaatlicher Narrative verengt. Doch sind Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas von komplex verwobenen Identifikationsangeboten geprägt, am offensichtlichsten von regionalen (sub- und transnationalen), ethnischen und konfessionellen. Die Problematisierung »nationaler Identitätsbildung« ist insofern zugleich ein Forschungs- und politisches Anliegen: Untersuchungen von Entstehung, Formierung und Festigung solcher und anderer Zuschreibungen können dazu beitragen, überkommene Werturteile bezüglich konkurrierender Identitätsbildungen zu thematisieren. Am GWZO stehen daher transnationale Bestimmungsfaktoren wie Religion, Ideologie, Ökonomie und »Europa« sowie Prozesse kultureller Umwertung und Interferenz im Fokus.

Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben über, mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization*. *A History of East Central Europe* (New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- 2012 **Prof. Dr. Ákos Moravánszky**, Zürich
- 2011 **Prof. Dr. Matti Klinge**, Helsinki
- 2010 **Prof. Dr. Katherine Verdery**, New York
- 2009 **Dr. Hans-Dietrich Genscher**, Bonn
- 2008 **Prof. Dr. Hermann Parzinger**, Berlin
- 2007 **Prof. Dr. István Fried**, Szeged
- 2006 **Prof. Dr. Walter Pohl**, Wien
- 2005 **Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann**, Princeton
- 2004 **Prof. Dr. Piotr S. Wandycz**, New Haven
- 2003 **Prof. Dr. Maria Todorova**, Urbana-Champaign
- 2002 **Prof. Dr. Miroslav Hroch**, Prag
- 2001 **Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej**, Warschau

Oskar-Halecki-Vorlesung 2012 Jahresvorlesung des GWZO

Einladung

Prof. Dr. Ákos Moravánszky

Mitteuropäische Raum(ge)schichten:

Ein Querschnitt durch Budapest

Mittwoch, 20. Juni 2012 / 18 Uhr c. t.

GWZO, Specks Hof (Eingang A)

Reichsstr. 4–6, 04109 Leipzig



Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig

Projekte

Die Grundfinanzierung des GWZO trägt der Freistaat Sachsen; die Trägerschaft der Projektfor- schung ist 2008 von der Deutschen Forschungs- gemeinschaft (DFG) in die Projektfinanzierung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) übergegangen. Seither unterstützt das BMBF

außer der Arbeit der Projektgruppen die Erstellung forschungsnaher Synthesen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Darüber hinaus wurden und werden zahlreiche Drittmittelprojekte durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind all unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Projektgruppen (BMBF-Förderung)

Die frühmittelalterlichen Zentren an der Donau. Städtische Topographie, Christentum und Handel zwischen Mitteleuropa und dem Schwarzen Meer

Vergleichende Untersuchungen zum sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel. Grenz- und Kontaktzonen Ostmitteleuropas im Mittelalter

Mittelalterliche Grenzregionen im Vergleich. Der westliche und der östliche Rand Ostmitteleuropas im 12. und 13. Jahrhundert

Usus aquarum. Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas

Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas. Kunst – Liturgie – Geschichte (1250–1550)

Armenier in Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas (14.–19. Jahrhundert). Teil II

Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa. Vergleichende Studien zu Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen. Teil II

Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa (16.–19. Jahrhundert). Teil II

Rechtskulturelle Prägungen Ostmitteleuropas in der Moderne. Produktionseigentum, Geistiges Eigentum, Bodeneigentum

Ostmitteleuropa Transnational. Positionierungsstrategien in Globalisierungsprozessen vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Teil II

Spielplätze der Verweigerung. Topographien und Inszenierungsweisen von Gegenöffentlichkeit in Ostmitteleuropa

Post-Panslawismus. Slawizität, Slawische Idee und Antislawismus im 20. und 21. Jahrhundert

Weitere Projektgruppen und Einzelprojekte (versch. Forschungsförderer)

Die Rus' und das Dešt-i-Qipčaq (580–1480). Regesten zur Geschichte der Slavia Asiatica. *DFG*

Rural Outlaws als Helden der Peripherie. Der Karpatenräuber Juraj Jánošík. *Fritz Thyssen Stiftung*

Die Exulanten-Chronik des Václav Nosidlo von Geblice. *BKM*

Handbuchprojekte

Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. *BMBF*

Ostmitteleuropa Transnational. Studien zur Verflechtungsgeschichte I–III. *BMBF*

»Europa Jagellonica: Europas Mitte um 1500«. Begleitband zur Ausstellung »Europa Jagellonica«. *DFG*

Künstler und Kunsthandwerker an der Schwelle zur Neuzeit in Ostmitteleuropa. *DPWS / DTZ*

Ausstellungen

Europa Jagellonica. Kunst und Kultur in Ostmitteleuropa zur Zeit der Jagiellonen. *DFG / BMBF*

Erfolg der Passauer Hofkünstler in Ostmitteleuropa (1500–1550). *BMBF*

Kunst zur Zeit zweier Konzile. Zur Genese der Spätgotik in Mitteleuropa (1380–1470). *BMBF*

Im Jahr 2012 arbeiteten am GWZO 53 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 17 Doktorantinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 39 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen 7 Stipendiatinnen und Stipendiaten (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Alexander von Humboldt-Stiftung, Studii doctorale SIDOC, Deutscher Akademischer Austauschdienst DAAD, Katholischer Akademischer Ausländer-Dienst KAAD, Postdoctoral Fellowship Implementation in Lithuania).

Veranstaltungen

Das GWZO veranstaltet jährlich im Schnitt zwanzig Tagungen und Workshops, organisiert Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiiert Projektvorträge seiner Gastwissenschaftler, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperiert es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo

Wintersemester 2011/12 | Ringvorlesung

Wirtschaftliche Verflechtungen Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert
GWZO Leipzig

3.–4. Februar 2012 | Symposium

Imaginationen des Nomadischen in (Ost-)Europa.
Wissenschaftler und Künstler im Dialog
Museum für Völkerkunde Hamburg

17. März 2012 | Symposium

Literarisches Bergwerk. Arbeitswelt und Bibliothek
Franz Fühmanns
Berliner Stadtbibliothek

30. März 2012 | Werkstattgespräch

Das missachtete Architekturerbe und seine Verteidiger
GWZO Leipzig

Sommersemester 2012 | GWZO-Mittwochsvorträge

Die östliche Hälfte Europas zwischen antiken Traditionen und europäischer Integration
GWZO Leipzig

19.–20. April 2012 | Workshop

Konturen der Subjektivität in den Literaturen Ostmitteleuropas im 20. und 21. Jahrhundert
Collegium Hungaricum Berlin

27.–29. April 2012 | Internationale Tagung

Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten 1939–1945
Technische Universität Berlin

4. Mai 2012 | Workshop

Kriegsgefangenschaft, Rückkehr und gesellschaftliche (Re-)Integration im europäischen Spielfilm des Kalten Krieges
Kinobar Prager Frühling / UT Connewitz Leipzig

30. Mai–1. Juni 2012 | Internationale Tagung

Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit und Arbeitskulturen in medialer Reflexion
GWZO Leipzig

14.–16. Juni 2012 | Workshop

Enacting Social Reform. Religion, Charity, and Social Movements (1850–1939)
GWZO Leipzig

20.–22. September 2012 | Internationale Konferenz

Verbrechen – Fiktion – Vermarktung. Gewalt in den zeitgenössischen slawischen Literaturen
Universität Hamburg

24.–25. September 2012 | Internationale Tagung

Usus aquarum. Wasser und Wasserbauten im Leben der frühmittelalterlichen Gesellschaften Mitteleuropas
Kulturhaus Mikulčice / Mikultschitz

Wintersemester 2012/13 | Ringvorlesung

Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung im 19.–21. Jahrhundert
GWZO Leipzig



24.–25. Oktober 2012 | Internationale Tagung

Kriegsgefangenschaft und Heimkehr im europäischen Spielfilm

Schaubühne Lindenfels / GWZO Leipzig

26.–29. Oktober 2012 | 39. Internationale Tagung

Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e.V. (ARKUM):
»Offene Landschaften«

Móra Ferenc Museum Szeged

1.–3. November 2012 | International Conference

Intellectual Property in Modern Europe.
Tracing the Expansion of a Concept

GWZO Leipzig

2.–4. November 2012 | International Conference

Blackbox Youth. New Perspectives on
East-European Youth Cultures

Freie Universität Berlin

8.–9. November 2012 | Jahrestagung des GWZO

Geschichte im Rundumblick. Gestaltungsformen
und Funktionen von Panoramabildern im
östlichen Europa

GWZO Leipzig / ASISI Panometer Leipzig

14.–16. November 2012 | International Conference

Economic Entanglements in East Central Europe
and the Comecon's Position in the Global Economy
(1949–1991)

GWZO Leipzig

22.–24. November 2012 | Internationale Tagung

Verachtet, vergessen, wiederentdeckt?

Das Bauerbe des Sozialismus in Mittel- und
Osteuropa

Kongresszentrum Leipziger Messe

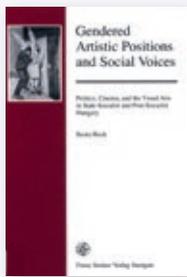
6.–7. Dezember 2012 | Internationale Tagung

Muster transnationaler Mobilität im größeren Europa
seit 1989

GWZO Leipzig

Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2012 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, vor allem Monographien, Sammelbände und Kataloge sowie die Jahresvorlesung. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo



Gendered Artistic Positions and Social Voices. Politics, Cinema, and the Visual Arts in State-Socialist and Post-Socialist Hungary.

Von Beata Hock. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012 (Forschungen zur Kultur und Geschichte des östlichen Mitteleuropa 42), 284 S.



Mit Taras Ševčenko Staat machen. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in der Ukraine vor und nach 1991.

Von Jenny Alwart. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag 2012 (Visuelle Geschichtskultur 8), 220 S.



Nation – Staat – Stadt. Architektur, Denkmalpflege und visuelle Geschichtskultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert.

Von Arnold Bartetzky. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag 2012 (Visuelle Geschichtskultur 9), 276 S.



Bulgarien im Bild. Die Erfindung von Nationen auf dem Balkan in der Kunst des 19. Jahrhunderts.

Von Marina Baleva. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag 2012 (Visuelle Geschichtskultur 6), 294 S.



Griechenlands Makedonische Frage. Bürgerkrieg und Geschichtspolitik im Südosten Europas, 1945–1992.

Von Adamantios Skordos. Göttingen: Wallstein Verlag 2012, 439 S.



Belarus verbildlichen. Staatsymbolik und Nationsbildung seit 1990.

Von Elena Temper. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag 2012 (Visuelle Geschichtskultur 7), 332 S.



Die Christianisierung der Städte der Provinz Scythia Minor.

Von Robert Born. Wiesbaden: Reichert Verlag 2012 (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz 36), 264 S.



Zwischen Stadt und Steppe. Künstlerische Texte der ukrainischen Moderne aus den 1910er bis 1930er Jahren. Hg. v. Marina Dmitrieva. Berlin: Lukas Verlag 2012, 336 S.



Christianisierung Europas. Entstehung, Entwicklung und Konsolidierung im archäologischen Befund. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska, Niklot Krohn und Sebastian Ristow. Regensburg: Verlag Schnell und Steiner 2012, 520 S.



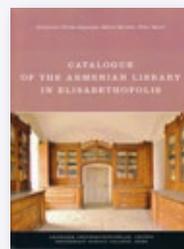
Stadt – Mord – Ordnung. Urbane Topographien des Verbrechens in der Kriminalliteratur aus Ost- und Mitteleuropa. Hg. v. Matteo Colombi. Bielefeld: transcript Verlag 2012, 312 S.



Die osmanische Welt am Rande Mitteleuropas. Hg. v. Gábor Kármán und András Péter Szábo. Budapest 2012 (= Korall 48/2012).



Kultur und Beruf in Europa. Hg. v. Isabella Löhr, Matthias Middell und Hannes Siegrist. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 310 S.



Catalogue of the Armenian Library in Elisabethopolis. Hg. v. Armenuhi Drost-Abgarjan, Bálint Kovács und Tibor Martí. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, 408 S.



Erinnerungskulturen in transnationaler Perspektive. Hg. v. Ulf Engel, Matthias Middell und Stefan Troebst. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, 253 S.



A fenékpusztai római erőd évszázadai. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska, Róbert Müller und Péter Straub. Zalegerszeg 2012, 74 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Photos: Frank Bernhard Übler.
- S. 4/5** © Wikimedia Commons.
- S. 6** Quelle: www.fotopolska.eu.
- S. 7** (1) Photo: Michaela Marek. – (2) Archiv: Rosalinde Sartori. – (3) Verwertungsgesellschaft Bild-Kunst.
- S. 8** Meisterlinchronik Augsburg, Staatsbibliothek, Cod. Halder 1. © akg-images.
- S. 9** Bayern – Ungarn, Tausend Jahre. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2001, Oberhausmuseum. Hg. v. Wolfgang JAHN u.a. Regensburg, S. 93, Kt.-Nr. 2.46.
- S. 10/11** Photos: Martin Sauter und die Stadt Königsbrunn. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 13** © Wikimedia Commons.
- S. 15** (1) Centralny Ośrodek Dokumentacji Geodezyjnej i Kartograficznej. Mit freundlicher Genehmigung. – (2) Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V./Annette Schneider-Reinhardt. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 16** (1) Photo: Christian Zschieschang. – (2) © Wikimedia Commons.
- S. 19** *Zorza. Pismo miesięczne z obrazkami 1* (1900) 4. L'vivs'ka nacional'na naukova biblioteka Ukraïny imeni V. Stefanyka.
- S. 20** Pamiętnik zjazdu kobiet polskich odbytego w dniach 11, 12 maja 1913. Kraków 1913. Biblioteka Jagiellońska.
- S. 22** Karte: Milan Šenoa (1930). © Wikimedia Commons.
- S. 23** Quelle: www.droit-cours.fr.
- S. 25** Bibliothèque national de France. © source.gallica.bnf.fr.
- S. 27** Judit Kele: I am a Work of Art. Courtesy of the Artist.
- S. 28** Photo: György Galántai. Courtesy of Artpool Art Research Center.
- S. 29** Dóra Maurer. Courtesy of the Artist.
- S. 30** Katalin Ladik. Photo: György Galántai. Courtesy of Artpool Art Research Center.
- S. 33** TÉREY, János: A Nibelung-lakópark. Budapest 2004. Mit freundlicher Genehmigung von József Pintér.
- S. 34/35** © Proton Cinema+Theatre Budapest.
- S. 37–41** Archiv Isolde Ohlbaum: 05588, 12544, 12547, 12553, 13105, 13483. Photos: Isolde Ohlbaum. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 42/43** Photo: Christian Forster.
- S. 44/45** Collage aus Bucheinband SADECKÝ, Petr: *Octobriana and the Russian Underground*. London 1971, sowie Aufnahmen von Billy Idol und Amanda Lear.
- S. 47** Digitális Irodalmi Akadémia. Nachlass Ágnes Nemes Nagy. Petőfi Irodalmi Múzeum, Budapest.
- S. 48/49** Photo: Sándor Papp.
- S. 50/51** Graphik: Mike Dutton (duttonart.net/illustration/google-doodles). © Alle Rechte vorbehalten von Google. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 53** ALAN, Josef: *Alternativní kultura. Příběh české společnosti 1945–1989*. Praha 2001, S.180.
- S. 55** Die Zeit vom 7.03.2013, S.16 (Zeit im Osten). Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 57** Chorfenster, Ev. Stadtpfarrkirche Langenburg. Photos: Markus Hilbich.
- S. 58** F.A.Z. vom 4.06.2013. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.
- S. 60** (1) Kunsthistorisches Museum, Gemäldegalerie Innsbruck, Schloss Ambras. Inv.-Nr. 4460. Photo: Kunsthistorisches Museum Wien. – (2) Ferdinandeum Innsbruck. Inv.-Nr. Gem/1919. Photo: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.
- S. 62** © Mucha Trust.
- S. 65** Entwurf: Franziska Becker.
- Umschlag** Specks Hof. Photo: Karsten Thormaehlen. Mit freundlicher Genehmigung.

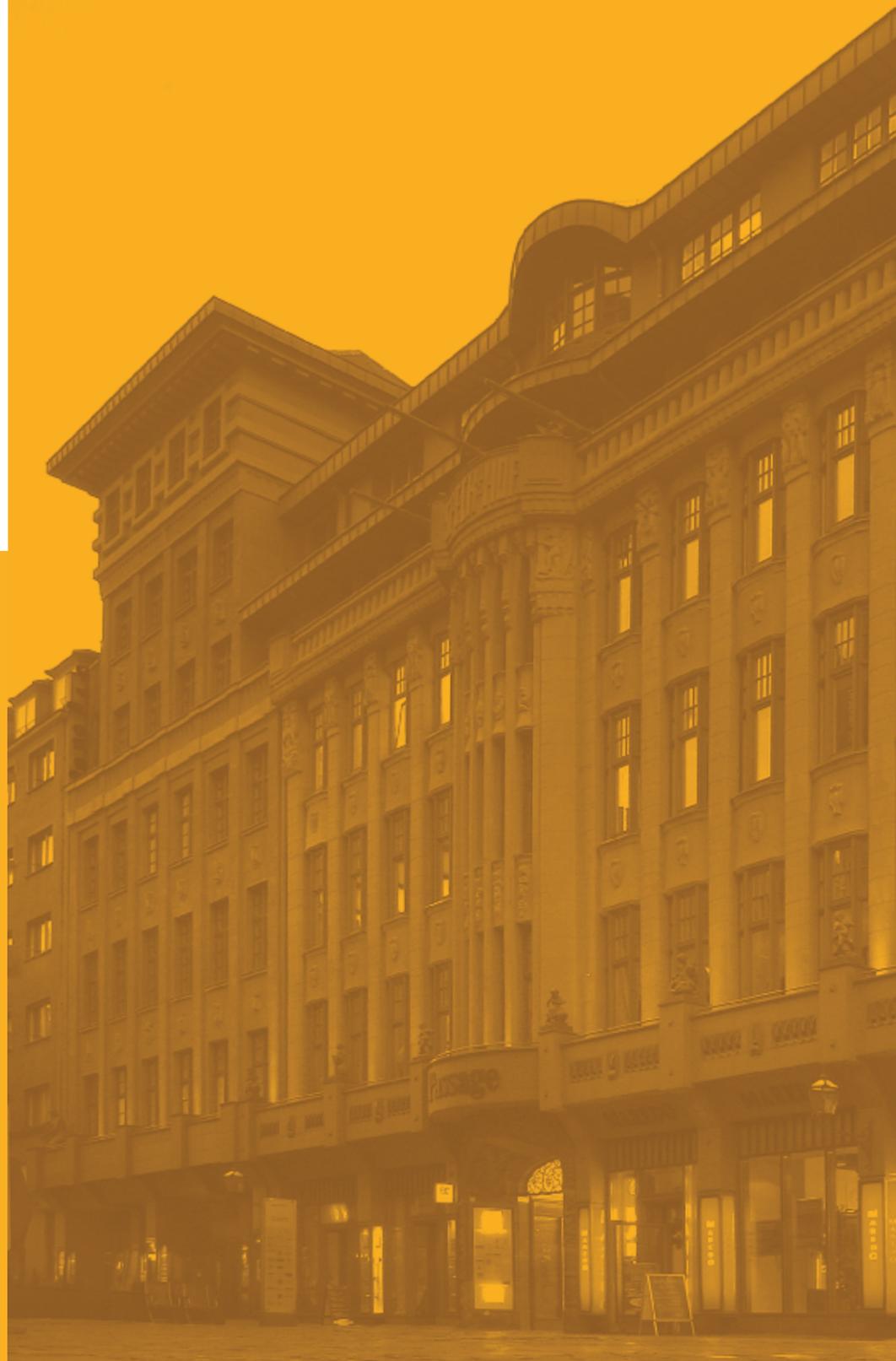
Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa	Jahresheft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. (GWZO) an der Universität Leipzig
Herausgeber	Christian Lübke / Stefan Troebst / Alfrun Kliems / Christine Gölz
Redaktion	Alfrun Kliems / Christine Gölz
Gestaltung	Plural Design Severin Wucher
Papier	GSO Perlweiß von Geese Papier
Herstellung	hausstätter
Druck	vierC
Bezug	GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon (0341) 9735 560 Fax (0341) 9735 569 gwzo@uni-leipzig.de www.uni-leipzig.de/gwzo
E-Mail	mitropa@uni-leipzig.de
ISSN	2191-1401

Redaktioneller Hinweis

Auf die Doppelnennung femininer und maskuliner Formen (z. B. Kolleginnen und Kollegen) als Form der sprachlichen Gleichstellung wurde in den Leseproben aus sprachökonomischen und stilistischen Gründen verzichtet. Stattdessen haben wir uns für die Verwendung von Kurzformen im Plural entschieden (Mitarbeiter, Autoren, Kollegen, Wissenschaftler). Zitate wurden an die neue Rechtschreibung angepasst.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN